

Schriftenreihe des Jüdischen Museums Westfalen – Heft 3

Jüdische Gemeinden in Westfalen

Reportagen von Anke Klapsing-Reich
1990-1992 und 2002-2005

מוזיאון Jüdisches
יהודי Museum
וסטפליה Westfalen

Dorsten 2007

Inhalt

Vorbemerkung.....	3
Dortmund 2002	5
Dortmund 1990	6
Bochum - Herne - Hattingen 2002.....	7
Recklinghausen 2002	8
Bochum - Herne- Recklinghausen 1991	10
Bielefeld 2003	11
Bielefeld 1992	12
Münster 2003.....	14
Münster 1991.....	15
Gelsenkirchen 2003.....	16
Gelsenkirchen 1991.....	18
Hagen 2004.....	19
Hagen 1992.....	20
Minden 2004.....	21
Minden 1992.....	23
Herford 2004	24
Herford - Detmold 1992.....	25
Paderborn 2005	26
Paderborn 1991	28
Anhang: Die liberale Vereinigung „Etz Ami“ ...	29

© Anke Klapsing-Reich

Hg. vom Verein für jüdische Geschichte und Religion e.V. – Trägerverein des Jüdischen Museums Westfalen (Dorsten)

Wir danken den Fotografen aus den Gemeinden und einigen Zeitungsredaktionen für die Nachdruck-Erlaubnis.

Ausgepackte Koffer? Ein neues Judentum!

Vorbemerkung



„Die Epoche der Juden in Deutschland ist ein für allemal vorbei,“ stellte Rabbiner Leo Baeck 1945 aus gutem Grunde fest. Und manche der hier abgedruckten Berichte vom Anfang der 90er Jahre scheinen diese Prognose noch zu bestätigen. Eine relativ kleine Zahl von Juden war nach dem Ende des NS-Terrors mit schlechtem Gewissen im „Land der Mörder geblieben“, die Mehrheit von ihnen meistens Entwurzelte, Opfer des Rassismus aus Osteuropa, manchmal auch schlicht aus Mangel an Alternativen. (In Nordrhein-Westfalen war die Zahl der Zurückgekehrten allerdings besonders hoch.) Von außen, den Juden in Israel zum Beispiel, wurde ihr Bleiben vielfach als skandalös angesehen – sie selber beschrieben sich oft als auf gepackten Koffern sitzend.. Am Ende der 80er Jahre waren die jüdischen Gemeinden – von außen gesehen, aber auch in der Selbsteinschätzung – kleine und zum Absterben verurteilte Häuflein „Übriggebliebener“.

Ist es ein „Wunder“, was nach 1990 geschah? – Viele Tausend sogenannter Kontingentflüchtlinge aus den Nachfolgestaaten der Sowjetunion kamen nach Deutschland. Darin liegt ein Erbe der untergehenden DDR– einer jahrzehntelangen Ignoranz gegenüber Juden folgten in der kurzen demokratischen Periode 1990 „tätige Reue“ und großzügige Einwanderungschancen, die nach der deutschen Einigung bestehen blieben. Die Motive derer, die kamen, waren Antisemitismus und soziale Folgeprobleme des Wirtschaftsumbaus. Übrigens sind es nicht nur „Russen“, von denen hier die Rede ist: 40 % der Zuwanderer kamen aus der Ukraine, mehr als 20 % aus den baltischen Staaten, Weißrussland und Moldawien.

Seit 1991 wurden etwa 205.000 Einwanderer zugelassen; davon sind mindestens 80.000 in die Gemeinden integriert worden. Dass die Zahl der Einwanderer und der in die Gemeinden Aufgenommenen so weit auseinander klafft, ist kein Zufall: Nicht alle, die in Russland und den anderen osteuropäischen Staaten als Bürger „jüdischer Nationalität“ angesehen (und diskriminiert) wurden, sind nach jüdisch-halachischen Maßstäben Juden, da das sowjetische Recht auch die Abstammung von jüdischen Vätern anerkannte.

Sichtbare Folge dieser rapiden Entwicklung sind 18 Synagogen und 7 Betsäle in NRW, Synagogen-Neubauten (z.B. in Gelsenkirchen und Bochum), neue Rabbiner und Kantoren, jüdische Kindergärten, Grundschulen, Jugendzentren, ein ausgedehntes Angebot an sprachlicher und religiöser Erwachsenenbildung; Hochzeiten, Bar Mizwa und Bat Mizwa wurden im Gegensatz zu früheren Zeiten wieder etwas Selbstverständliches. Heute leben ca. 7.700 Gemeindemitglieder in Westfalen-Lippe, im Landesverband Nordrhein und in Köln etwa 21.000, ungefähr 105.000 in ganz Deutschland. Für die jüdischen Gemeinden bedeutet die Zuwanderung nicht nur ein unverhofftes Glück, sondern auch eine Überforderung: Konflikte zwischen „Alten“ und „Neuen“, neue Mehrheiten in den Gemeindegremien, Sprach- und Kulturprobleme, zweisprachige Versammlungen und Zeitungen. Die neuen Gemeindemitglieder brachten kaum religiöses

Wissen mit – kein Wunder angesichts der Behinderungen jüdischen Lebens in der UdSSR.

Inzwischen verzeichnen die Behörden eine stark sinkende Zahl von jüdischen Zuwanderern - 2005 nur noch etwa 6.000. Dafür sind die erhöhten Anforderungen an eine Integrationsprognose nach dem Zuwanderungsgesetz von 2005 ursächlich, aber wohl auch der Umstand, dass sich die Probleme der Arbeitslosigkeit in Deutschland herumgesprochen haben. Denn die Integration in den deutschen Arbeitsmarkt ist nur höchst unzureichend gelungen: mit einem Durchschnittsalter von 45 Jahren blieben die jüdischen Immigranten – obwohl zwei Drittel von ihnen als sehr qualifiziert gelten – in hohem Maße (40-50 %) arbeitslos - auch wegen Nichtanerkennung ihrer fachlichen Abschlüsse. Große Mängel in der Sprachförderung kamen noch hinzu, so dass die subjektive Bilanz der neuen Gemeindemitglieder nur bedingt positiv ausfallen kann. Welch eine Entwertung von Lebensläufen und Selbstwertgefühl diese Lage bedeutete, lässt sich nur erahnen. In der zweiten Generation scheinen Beschäftigung und soziale Eingliederung deutlich besser zu funktionieren, was viele Ältere mit der Situation versöhnt; einer von ihnen formulierte die Perspektive: „Wenn wir nur an unsere Kinder denken, es war ein richtiger Schritt“.

Mit der explodierenden Zahl der in den Gemeinden Aktiven wächst auch der Pluralismus: liberale Strömungen und eine gewisse religiöse Weitherzigkeit nehmen zu. Ob darin eine Gefahr für die bisherigen Einheitsgemeinden liegt, muss sich noch zeigen. Neue Formen des geselligen und des Gemeindelebens sind entstanden: Schachklubs, Chöre, neue literarische Gehversuche junger Juden ... Damit ist keine Renaissance des untergegangenen deutschen Judentums verbunden: „Ein neues, ein anderes Judentum faßt in Deutschland Fuß.“ (Julius Schoeps)

Die Abwehr des immer wieder aufflammenden Antisemitismus – ob „alt“ oder „neu“, sei hier dahingestellt - ist übrigens nicht primär ein Problem der Juden, auch wenn deren Exponenten gern als erste nach Rezepten gefragt werden. Könnte die deutsche Mehrheitsgesellschaft diese aus ihr entstandene Pathologie als ihre ureigene Herausforderung begreifen, wäre wenigstens ein Moment der Überforderung von den Gemeinden genommen.

Für den hier geschilderten schwierigen, aber insgesamt positiven Prozess verdienen die Gemeinden unsere Unterstützung – sie haben ein Recht auf Anerkennung ihrer Leistungen, auf Solidarität und Dialog. Wir freuen uns, wenn umgekehrt das Jüdische Museum Westfalen von den Gemeinden begleitet und immer wieder als Lernort auch von jüdischen Gruppen genutzt wird.

Die in dieser Broschüre wiedergegebenen Reportagen von Anke Klapsing-Reich, sämtlich zu Beginn der 90er Jahre und in den Jahren 2002-2005 in unserer Zeitung „Schalom“ erschienen, können (auch wenn manche Einzelheiten angesichts der rasanten Entwicklung schon wieder überholt sind) vielleicht helfen, diesen historischen Vorgang vor unserer Haustür ein bisschen besser zu verstehen.

Norbert Reichling

Dortmund 2002:

„Wir müssen Geduld haben“

Wer Wolfgang Polak sprechen möchte, sollte viel Zeit und eine gehörige Portion Hartnäckigkeit mitbringen. „Tut mir leid, er ist gerade in einer Konferenz“ oder „im Gespräch“, oder „außer Haus“ oder „zum Termin“ oder „erst morgen wieder erreichbar“, teilt die gestresste Sekretärin den Anrufern mit.



Als Wolfgang Polak vor nunmehr zwanzig Jahren Geschäftsführer der Jüdischen Kultusgemeinde Dortmund wurde, da hatte er noch Zeit für andere Dinge. „Mittlerweile ist meine Arbeit zum Fulltime-Job geworden“, lenkt er den Blick auf die vielfältigen Aufgaben, die die Geschäftsführung einer rund 3230 Mitglieder zählenden Gemeinde zu bewältigen hat.

Eine verlässliche Infrastruktur für die Eingliederung der Neuankömmlinge wurde in den letzten Jahren - auch in Zusammenarbeit mit der Stadt Dortmund - aufgebaut. Sprachkurse, Wohnungs- und Arbeitsvermittlung, die vorrangigen Probleme bei der Ankunft in der neuen Heimat, sind organisiert. Doch das ist nur der erste Schritt auf dem langen Weg zur Integration. „Den Großteil aller jüdischer Gemeinden hier stellen die Zuwanderer“, erzählt Wolfgang Polak. Da die nach Deutschland kommenden russischen Juden aber kaum Kenntnis von ihrer Religion und jüdischem Kultus besäßen, seien Aufklärung und Unterricht besonders wichtig. „Drei- bis vierhundert Kinder nehmen am Unterricht in unserer Religionsschule teil“, so der Geschäftsführer der orthodoxen Einheitsgemeinde. Sie lernten schnell und hätten auch - anders als die älteren Leute - keine Probleme, die deutsche Sprache zu lernen. Vor gut einem Jahr stellte der Landesverband einen zweiten Rabbiner ein, der Landesrabbiner Dr. Henry G. Brandt hilfreich zur Seite steht.

Auch ein Jugendleiter wurde vom Landesverband angestellt. Mit attraktiven Angeboten bringt er die Teenagerin Schwung. Der Maccabi-Sportverein bietet Basketball, Fußball, Tischtennis, Schach und andere Freizeitbeschäftigungen an. Und was die kulturellen Aktivitäten anbetrifft: „Da haben uns die Zuwanderer unglaublich bereichert.“ Viele ausgebildete Musiker zogen ins Land, und so war es nur eine Frage der Zeit, wann sich ein Chor gründen würde. Neben dem ins Leben gerufenen Chor der Dortmunder Gemeinde selbst, hat der vor nunmehr fünf Jahren gegründete Chor des Landesverbandes „Bat Kol David“ mit seinem Schwerpunkt „klassisch synagogale Gesänge und jüdische Liturgie des 19. Jahrhunderts“ schon erfolgreiche Auftritte feiern können.

Da Synagoge und Gemeindezentrum an der Prinz-Friedrich-Karl-Straße aus allen Nähten zu platzen drohten, wurde um- und angebaut. 1998 war die Erweiterung fertig gestellt. „Der neue, multifunktionale Saal wird an hohen Feiertagen als Synagoge benutzt und fasst ca. 500 Leute“, sagt Wolfgang Polak. Für den „normalen“ Gottesdienstbetrieb reiche die Kapazität von 200 Plätzen der alten Synagoge vollauf aus. Eins habe sich in den letzten zwölf Jahren aber nicht geändert: „Hochzeiten sind hier nach wie vor sehr selten.“

Jeden Montag fährt Wolfgang Polak nach Unna-Massen, um die dort versammelten Neuankömmlinge zu besuchen. „Die Dortmunder Gemeinde hat ihre Quote erfüllt“, sagt Hanna Sperling, Vorsitzende des Landesverbandes und gemeinsam mit Alexander Lewin und Zwi Rappoport im Vorstand der Dortmunder Gemeinde tätig. Die Zuwanderer würden jetzt auf die kleineren Gemeinden in Ost-Westfalen verteilt.

Über Probleme mag der Geschäftsführer nicht sprechen. Natürlich sei der Umbruch gerade für ältere Gemeindemitglieder nicht leicht, und man hörte auch schon einmal von Befürchtungen, dass sich die Gemeinde in einen „russischen Kulturverein“ verwandeln könnte, aber „Spannungen gibt es überall. Das ist ja wohl normal.“

Hanna Sperling sieht die Zukunft der jüdischen Gemeinden in Westfalen optimistisch: „Wenn sich nur 20 Prozent der zugewanderten Kinder später als Juden fühlen, dann werden wir wieder lebendige, blühende Gemeinden mit prallem kulturellen Leben haben. Wir müssen nur die Geduld aufbringen, anderthalb Generationen durchzuhalten.“

(März 2002)

Dortmund 1990:

Gang zur Chuppa ist sehr selten

Zweimal in der Woche geht Landesrabbiner Barsilay in das jüdische Gemeindezentrum in der Prinz-Friedrich-Karl-Straße, um den Kindern Religionsunterricht zu erteilen. „Welchen Segenspruch sagen wir vor dem Essen für das Brot?“, fragt er und blickt erwartungsvoll in 30 wachsame Augenpaare. Die Antwort kommt prompt: „Gelobt seist du ewiger unser Gott, König der Welt, der du Brot aus der Erde hervor bringst.“

Mit rund 370 Mitgliedern ist die jüdische orthodoxe Einheitsgemeinde in Dortmund die größte in Westfalen, und zahlenmäßig geht's weiter bergauf: „Durch den Zuzug russischer Juden steuern wir die 400-Seelen-Grenze an“, erzählt Wolfgang Polak, Geschäftsführer der Gemeinde. 20 Russen, die wegen religiöser Verfolgung ihre Heimat verlassen haben, leben zur Zeit im Jugendzentrum. Anfang des Jahres rechnet Wolfgang Polak mit weiteren russischen Juden, die in Dortmund eine neue Zukunft aufbauen möchten. Mit Unterstützung der Stadt Dortmund besuchen einige zur Zeit einen Deutsch-Intensiv-Sprachkursus. Als nächstes Problem steht Arbeits- und Wohnungssuche an.

Reges Gemeindeleben

Das Gemeindeleben ist sehr rege. Neben den Gottesdiensten am Sabbat feiern die Mitglieder gemeinsam die jüdischen Feier- und Festtage, wie z. B. Bar Mizwa und Bat Mizwa (für die Mädchen). Hochzeiten gibt es leider kaum. „Die letzte liegt schon Jahre zurück“, versucht sich Wolfgang Polak zu erinnern. Das liegt wohl zum einen daran, dass die Zahl der heiratsfähigen Mitglieder verschwindend gering ist, und zum anderen lassen sich offensichtlich – dem allgemeinen Trend entsprechend – auch hier die Jugendlichen etwas mehr Zeit, ehe sie den Schritt zur Chuppa wagen.

Möglichkeiten des Kennenlernens gibt's genug: Im Jugendzentrum finden regelmäßig Treffs für die jüdische Jugend aus ganz Westfalen statt, bei denen diskutiert und getanzt wird.

Äußerst aktiv ist auch der Frauenverein, der sich im großen Gemeindesaal, benannt nach dem ersten Vorsitzenden der Dortmunder Jüdischen Gemeinde, Siegfried Heimberg, zu Vorträgen, Gesprächskreisen und kulturellen Veranstaltungen trifft.

Das Essen, das die Gemeindegänge den Mitgliedern aufischt, ist garantiert koscher. „Wir lassen uns unsere Speisen aus Frankfurt, Antwerpen und Israel schicken“, erklärt Rabbiner Barsilay, der streng über die Einhaltung der Speisegesetze wacht. Als Problem sieht er es nicht, wenn z.B. das Fleisch für ein Festessen 10 Tage vorher bestellt werden muss.

Die Geschichte der Dortmunder Juden lässt sich bis ins zwölfte Jahrhundert zurück verfolgen. Die Blütezeit der wohlhabenden, jüdischen Gemeinde brach durch die Pogrome in Folge der schwarzen Pest 1350 jäh ab. Erst im 19. Jahrhundert zogen wieder vermehrt jüdische Familien nach Westfalen und speziell nach Dortmund.

1933 lebten in Dortmund etwa 4 200 jüdische Bürger bei einer Gesamteinwohnerzahl von 525 000 Einwohnern. Neben der Pracht-Synagoge im Stadtinnern (heute Theatervorplatz), die von Oktober bis Dezember 1938 abgerissen wurde, zeugten auch die Synagogen in Hörde und Dorstfeld von einem regen jüdischen religiösen Leben.

Verfolgung, Mißhandlung und Deportation in der nationalsozialistischen Zeit blieben auch den Juden in Dortmund nicht erspart. Die Transporte (vom Januar 1942 bis Februar 1945) gingen nach Riga, Zamosc/Lublin, Theresienstadt, Auschwitz, Kassel-Bettenhausen und Weißenfels. Über 2 200 Dortmunder Juden wurden in den Vernichtungslagern umgebracht.

Nach Kriegsende gründete sich im August 1945 die jüdische Gemeinde mit 40 bis 50 Mitgliedern neu. Den Vorstand bildeten Siegfried Heimberg, Dr. Max Rosenbaum, Gustav Steinweg und Sally Machol. 1956 wurde das Gemeindezentrum in der Prinz-Friedrich-Karl-Straße 9 eingeweiht.

Gegen Vorurteile

Heute stehen Anna Sperling und Martin Kraus der jüdischen Gemeinde in Dortmund vor. Die Kultusgemeinde ist sehr darum bemüht, Schwellenängste, Nichtwissen und Vorurteile gegenüber dem Judentum abzubauen. So führt Rabbiner Barsilay häufig – nach Voranmeldung – christliche Gruppen durch die Synagoge und lüftet die „Geheimnisse“ des jüdischen Kultus.

(Dezember 1990)

Bochum-Herne-Hattingen 2002 „Auf der Suche nach den Wurzeln“



„Ohne die einwandernden Sowjetjuden wäre es in drei, vier Jahren mit unserer Gemeinde zu Ende gewesen.“ Seit dieser Einschätzung von Rolf Abrahamsohn, dem damaligen Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Bochum-Herne-Recklinghausen, sind elf Jahre ins Land gegangen, die viele Veränderungen mit sich gebracht haben. Die kleine überalterte Gemeinschaft, die damals nicht mehr als 90 Seelen zählte, ist seit dem 1. Januar 1999 offiziell geteilt: Für Recklinghausen ist die eine, für den Bereich Bochum-Herne-Hattingen die andere selbständige Gemeinde zuständig.

Grigory Rabinovich heißt der Mann aus Moskau, der der fast 1000 Mitglieder zählenden Gemeinde in Bochum vorsteht. „Ich bin kein Russe und kein Deutscher, obwohl ich beide Pässe besitze“, sagt Grigory Rabinovich. Vor zehn Jahren kam er nach Deutschland. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er noch keine Synagoge von innen gesehen. So wie die meisten Sowjet-Juden wurde auch er wegen eines Glaubens verfolgt, den er nicht kannte, nicht leben konnte. Und wie die meisten musste auch er in seiner neuen Heimat, Wohnung und Arbeit finden und die deutsche Sprache erlernen. „Gerade die älteren Zuwanderer haben noch große Sprachprobleme“, weiß Grigory Rabinovich zu berichten. Sie bräuchten besonders die Unterstützung und Hilfestellung der

Glaubensgemeinschaft „von Anträgen für die dritten Zähne bis zur bürokratischen Hilfe bei der Heizungsabrechnung.“

Russische Töne klingen durch das Gemeindehaus an der Alten Wittener Straße 13. Kein Wunder, setzt sich die Gemeinde doch zu rund 99 Prozent aus Zuwanderern zusammen. Viele Veranstaltungen werden in russischer Sprache abgehalten. „Das ist nicht mehr unsere Gemeinde“, beklagen sich einige vom „alten Kern“. „Natürlich nicht“, antwortet Gemeinderatsvorsitzende Ruth Engler. „Die Russen sind sehr interessiert an der jüdischen Kultur und Religion. Aber sie bringen auch ihre eigenen Traditionen mit.“ So bilde sich eine neue Art von Gemeindeleben, in dem sich unterschiedliche Strömungen zu vereinen suchten. Die Gedenkveranstaltungen zum 9. November würden voll von den zugewanderten Gemeindemitglieder mit getragen. Mit Kaffee, Kuchen und Musik werde der Internationale Frauentag gefeiert und mit den unter die Haut gehenden Erlebnisberichten ehemaliger KZ-Häftlinge des Kriegsendes im Mai 1945 gedacht.

Jede Menge Leben pulsiert in der Gemeinschaft, das beweist alleine ein Blick auf den Veranstaltungskalender. Da gibt es Frauen- und Seniorenclub, Kurse über koscheres Kochen und Iwrit. Die Erwachsenenbildung hat Dr. Rosenkranz unter seine Fittiche genommen. Sport (Makkabi) und Schach, Tanz und Musik sind besonders bei der Jugend gefragt. „Am Sonntag ist unser Gemeindezentrum den ganzen Tag für Kinder und Jugendliche geöffnet“, betont Ruth Engler die Relevanz der Jugendarbeit, die neben dem Religionsunterricht auch viele Freizeitaktivitäten anbiete. Um die älteren, pflegebedürftigen Frauen und Männer kümmert sich der Soziale Betreuungsdienst. Im Club „Moadon Le-Tarbut“ werden jüdische Kultur und Tradition, jüdische Musik und Literatur gepflegt.

Die regelmäßigen Gottesdienste finden im Gebetsraum in der oberen Etage statt, der sich zum angrenzenden Veranstaltungsraum öffnen lässt. Doch zu besonderen Feiertagen, z.B. Chanukka, weicht die Jüdische Gemeinde auf geräumigere städtische Gebäude, wie Schulräume oder andere Gemeindehäuser aus. „Letztes Jahr konnten wir die erste Bar Mizwa in Bochum nach dem Krieg feiern“, freut sich Ruth Engler. Doch eine Hochzeit unter der Chuppa gab es bislang noch nicht.

„Wir haben wenig Gläubige in unseren Reihen“, sagt der Vorstandsvorsitzende. Dazu müssten die Zuwanderer noch viel mehr über das Judentum lernen. Auch Grigory Rabinovich ist noch nicht richtig „angekommen“. Und er spricht sicherlich stellvertretend für viele Bochumer Juden, wenn er sagt: „Ich bin noch auf der Suche nach meinen Wurzeln.“

(Juli 2002)

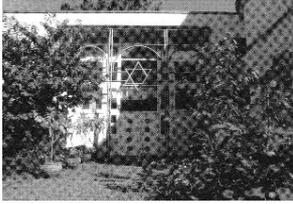
Recklinghausen 2002:

„Religion ist unsere Seele“

Im Schatten des Polizeipräsidiums steht die Synagoge der jüdischen Kultusgemeinde Recklinghausen. Fühlt man sich dadurch sicher?

„Große Probleme mit antisemitischen Anfeindungen und Übergriffen haben wir bislang nicht gehabt“, betont Michael Scheimann (44), Vorsitzender der Jüdischen Kultusgemeinde Recklinghausen, die guten Kontakte zu den nicht-jüdischen Mitbürgern. Der deutschstämmige Ukrainer gehört zu den seltenen russischen Einwanderern, die schon in ihrer früheren Heimat ihr Judentum lebten. „Ich hatte eine Gemeinde in Kremenchug“, sagt er und holt die Bilder hervor, die ein zerstörtes Gebäude zeigen. „Das haben die daraus gemacht.“ Familie Scheimann flüchtete vor den

Pogromen in der Sowjetunion und kam am 1. August 1995 nach Deutschland. Jetzt ist sie in Wulfen-Barkenberg zu Hause.



Der ehrenamtliche Vorsitzende weiß um die Erfahrungen und Probleme, mit denen die Sowjetjuden auch heute noch in die Gemeinden kommen. „Die meisten, die jetzt noch zu uns stoßen, kommen, weil sie Verwandte hier haben.“ Andere seien alt, hätten keine Zukunft in ihrem Land. „Sie haben keine Ahnung von Judentum“, sagt Scheimann, „betrachten Judentum als Nationalität, nicht als Religion und Glaube.“ Deshalb verstünden sie auch nicht, warum die Jüdische Gemeinde die Personalien eines jeden zur Überprüfung des „Judeseins“ nach Frankfurt schickten, denn nach jüdischem Religionsgesetz ist nur Jude, wer von einer jüdischen Mutter geboren ist.

Knapp 600 zahlende Mitglieder zählt derzeit die Recklinghäuser Gemeinde, die sich Anfang 1999 aus dem 43 Jahre währenden Verbund mit Bochum und Herne löste. Mit der Errichtung von Synagoge und Gemeindezentrum, die am 27. Januar 1997 feierlich eingeweiht wurden, waren alle Voraussetzungen gegeben, das schöne Haus mit Geist und Leben zu füllen. Und das ist auch geschehen. Jede Altersgruppe steuert ihren Teil zum Gemeindeleben bei. Kinder- und Jugendgruppe malen, tanzen, singen, diskutieren. Etwas ruhiger geht's in der Seniorenriege zu, die sich regelmäßig trifft. Die Freude am Gesang wird im Chor, die Kunst koscherer Küche im Kochkurs, Sport im Makkabi und Taktik im Schach-Club ausgelebt. „Mit Leonid Rohovoy, der in seiner ukrainischen Heimat als Leiter der Schachschule Weltklassespieler fit machte, hatten wir zwei Jahre lang einen super Trainer“, sagt Scheimann. Leider laufe nun das ASS-Programm (Arbeit statt Sozialhilfe) für ihn aus und somit sei auch die Weiterführung der Schachschule gefährdet. „All diese Aktivitäten helfen, die Zuwanderer ins deutsche Leben zu integrieren“ weiß der Vorsitzende.

Aus neun Städten - Recklinghausen, Herten, Dorsten, Datteln, Marl, Oer-Erkenschwick, Castrop-Rauxel, Haltern und Waltrop - kommen die Juden zum Gottesdienst in ihre Gemeinde nach Recklinghausen. Als Vorbeter ist Isaak Tourgmann angestellt. Einen eigenen Rabbiner und Kantor hat die Gemeinde nicht. Andrew Steinmann auch Bochum erteilt den ca. 30 Kindern einmal wöchentlich Religionsunterricht. „Die Gottesdienste sind gut besucht“, findet Michael Scheimann. An Fest- und Feiertagen sei der Andrang natürlich besonders groß. „Erst kürzlich hatte mein Sohn seine Bar Mizwa“. Und die erste Hochzeit seit 1938 wurde im Juni 2001 unter der Chuppa gefeiert.

„Mein Wunsch ist es, gemeinsam mit den Städten unseres Einzugsgebietes ein optimales Integrationsprogramm für Einwanderer auf die Beine zu stellen“, unterstreicht Scheimann die Hoffnung, dass sich „die Neuen“ bald zu ihrer jüdischen Identität bekennen. Denn, es tue weh, wenn sie sagten, Religion interessiere sie nicht. „Unsere Religion ist doch unsere Seele.“

(Dezember 2002)

Bochum-Herne-Recklinghausen 1991: ,Sowjetjuden sind unsere Rettung'

„Ohne die einwandernden Sowjetjuden wäre es in drei, vier Jahren mit unserer Gemeinde zu Ende gewesen.“ Rolf Abrahamsohn, ehemaliger und nach dreijähriger Pause seit April wiedergewählter neuer Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Bochum-Herne-Recklinghausen, freut sich über den Schwung, den die sowjetischen Juden mit in ihre neue Heimat bringen.

Viel zu tun

Für die überalterte Gemeinde war es in letzter Zeit immer schwieriger geworden, die für den Gottesdienst erforderliche Mindestzahl von zehn Männern, den Minjan, zusammen zu bekommen. Doch jetzt blinzelt Rolf Abrahamsohn schon wieder etwas zuversichtlicher in die Gemeinde-Zukunft, auch, wenn die momentane Situation viele Probleme mit sich bringt. „Wir müssen Wohnraum und Arbeit für die Einwanderer aus der Sowjetunion finden. Wir müssen sie integrieren, uns um sie kümmern und das erfordert viel, viel Zeit und ehrenamtlichen Einsatz“, so der Vorsitzende.

Mittlerweile hat die Mitgliederzahl die 90-Personen-Grenze erreicht. Für das relativ große Einzugsgebiet scheint diese Zahl immer noch gering zu sein, für die Gemeinde selbst aber bedeutet sie eine sehr erfreuliche Aufwärtsentwicklung.

Perspektiven tun sich auf, an die man vorher nicht zu träumen gewagt hatte. „Bisher fanden unsere Gottesdienste im 14tägigen Rhythmus statt, denn der Anfahrtsweg nach Recklinghausen ist für manche von uns, besonders für die älteren, ziemlich weit und beschwerlich. Durch den Zuwachs ist es aber vielleicht möglich, öfter Gottesdienste durchzuführen.“ Auch wird sich zeigen müssen, welche anderen Gemeindeaktivitäten nun verstärkt oder neu eingerichtet werden können. Gesellige Treffen mit den Zuzüglern gehören mittlerweile schon zum festen Programm. Gerade stand noch eine erfreuliche Feier auf dem Gemeindeplan: Anfang Juni wurde eine Bat Mizwa gefeiert. Die letzte Hochzeit liegt allerdings schon fast 20 Jahre zurück. Aber das kann sich sicherlich schnell ändern...

Mit Sorge denkt Rolf Abrahamsohn an die beengten Räumlichkeiten. Die Synagoge, in der zweiten Etage „Am Polizeipräsidium 3“ in Recklinghausen, fasst nur 50 Besucher, die winzige Küche bewältigt nicht einmal die Versorgung von 20 Personen. „Da muss jetzt unbedingt was getan werden“, meint der Vorsitzende mit Nachdruck.

Vor 1938 befanden sich in dem selben Gebäude in Recklinghausen die Büroräume der Jüdischen Gemeinde. In der ersten Etage wohnte der Rabbiner, in der zweiten der Kantor. Und da dieses Grundstück als erstes an die jüdische Gemeinde zurückgegeben wurde, entschlossen sich die wenigen jüdischen Rückkehrer, den Sitz der Kultusgemeinde Bochum-Herne-Recklinghausen nach Recklinghausen zu legen.

„Zehn kamen nach Recklinghausen zurück, in Bochum waren es vielleicht vier oder fünf, in Herne und Wattenscheid auch nur wenige“, erzählt Rolf Abrahamsohn, der auch zu denjenigen gehört, die der Rückkehr den Vorrang vor der Auswanderung einräumten. „Viele haben nur überlebt, weil sie in ‚Mischehen‘ lebten.“

Bevor sich die jüdischen Heimkehrer unter dem Gemeindevorsteher Ludwig de Vries 1956 zur Kultusgemeinde Bochum-Herne-Recklinghausen zusammenschlossen, überbrückten sie die Zwischenzeit mit Treffen, Feiern und Gottesdiensten in Privaträumen. 1948 ließ Ludwig de Vries den verwüsteten Jüdischen Friedhof am Nordcharweg wiederherstellen und dort ein Ehrenmal für die 215 KZ-Märtyrer der Gemeinde Recklinghausen errichten.

Alljährlich hält der Landesrabbiner von Westfalen an jedem 1. Sonntag im November an diesem Gedenkstein eine Trauerfeier und erinnert damit an das erschütternde Ende der einst blühenden Synagogengemeinde Recklinghausen.

(Juni 1991)

Bielefeld 2003:

Stühle-Schleppen zum Schabbat



„Unsere Gemeinde stirbt, Eigentlich ist sie jetzt schon tot.“ Arthur Sachs hat sich geirrt. Die düstere Prognose, die der damalige deprimierte Vorsitzende der nur 27 Mitglieder zählenden Jüdischen Gemeinde Bielefeld in einem Schalom-Interview vor zehn Jahren wagte, ist Gottlob nicht eingetroffen. „Unserer Kultusgemeinde gehören jetzt 174 Gemeinemitglieder an“, freut sich die derzeitige Vorsitzende Irith Raub-Michelsohn über den Aufschwung.

Ein Frauen-Power-Team steht seit Mai 2001 an der Gemeindegipfel, bringt frischen Wind in verkrustete Strukturen: Irith Raub-Michelsohn (50), allein erziehende Mutter dreier Kinder („Sie sind mittlerweile alle aus dem Haus“), steckt von morgens bis abends ihr ehrenamtliches Engagement in die Gemeindegearbeit, ihm Stellvertreterin Larissa Karwina aus der Ukraine investiert ebenfalls jede freie Minute in Organisation, Sorgen und Probleme vor allem der zugewanderten Russen. „Noch am 1. Januar 2000 hatte die Bielefelder Gemeinde nur 38 Mitglieder“, bestätigt Irith Raub-Michelsohn. Mittlerweile habe sich aber auch in Unna-Massen, der ersten Anlaufstelle der sogenannten „Kontingentflüchtlinge“, herumgesprachen, dass man in Bielefeld freundliche Aufnahme fände.

Alle 14 Tage am Freitag findet im Synagogenraum im Gemeindezentrum an der Stapenhorststraße 35 ein Gottesdienst statt. Einige Jugendliche aus der Oberstufe fahren einmal die Woche nach Dort mund, um den Religionsunterricht bei dem für ganz Westfalen-Lippe zuständigen Landesrabbiner Dr. Henry Brandt zu besuchen. „Für die Kleineren versuchen wir noch, einen Lehrer zu finden“, sagt Irith Raub-Michelsohn. In der Kindergruppe Aviv, was übersetzt Frühling bedeutet, werden vier- bis zwölfjährige Kinder spielerisch mit jüdischer Religion und Kultur und hebräischen Buchstaben vertraut gemacht. Ein Schachclub, eine hoch motivierte Tischtennisgruppe („Wir haben gerade erst wieder auf einem Turnier einen Pokal gewonnen“), ein Frauenverein und ein kleiner Chor bringen jede Menge Leben ins Bielefelder Gemeindezentrum.

90 Prozent der Mitglieder sind Russisch-sprechend. Gut, dass die in Deutschland lebende und in Israel geborene Vorsitzende die russische Sprache beherrscht. „Bei den Zuwanderern steht erst einmal die Integration vor der Religion“, verfolgt Irith Raub-Michelsohn einen pragmatischen Ansatz. Vorträge in russischer Sprache überjüdische Themen, deutsche Sprachkurse und ein aktives Gemeindeleben mit buntem Angebot sollen bei der Eingliederung „der Neuen“ helfen.

Eine wachsende Gemeinde bringt natürlich auch Probleme mit sich. Dabei liegt die Raumnot dem Vorstand besonders schwer im Magen. „»60 Sitzplätze stehen uns in der Synagoge zur Verfügung. Zu den Gottesdiensten kommen aber oft 100 bis 120.“ Trotz vieler herangeschleppter Stühle geriete der Freitagsgottesdienst oft zum „Steh-Kidduschim“. Bei größeren Festen müsse man eh auf andere Räumlichkeiten ausweichen, was dank der hervorragenden Kooperation mit der evangelischen Kirchengemeinde bislang noch ganz gut zu bewerkstelligen war. „Unseren Purim-Ball werden wir auch in diesem Jahr in der evangelischen Gemeinde feiern“, kündigt Irith Raub-Michelsohn wieder bevorstehende aufwändige Transportaktionen an.

„Erste christliche Kirche in Nordrhein-Westfalen wird zum jüdischen Gotteshaus“ rauschte es im vergangenen Jahr noch durch den medialen Blätterwald. In der Tat: Die Verhandlungen, in der evangelischen Georgkirche eine Synagoge für die Bielefelder Juden einzurichten, waren schon mächtig fortgeschritten, scheiterten schließlich an der Frage der Finanzierung. „Überdimensioniert und nicht zu bezahlen“, legte der Landesverband sein Veto ein. Der Dachverband in Dortmund reagierte auch missgestimmt auf den Bielefelder Vorstoß, einen eigenen Rabbiner zu verpflichten.

Die Unstimmigkeiten seien beigelegt, versichert Irith Raub-Michelsohn. Sie hält auch weiterhin Ausschau nach einer günstigen »Expansionsmöglichkeit«. „Schließlich peilen wir die 200-Mitglieder-Grenze an“, schmunzelt sie. „Und wir wachsen unaufhaltsam weiter.“

(April 2003)

Bielefeld 1992:

Keine Hoffnung auf Überleben

„Wenn ich nicht mehr da sein werde, stirbt die jüdische Gemeinde Bielefeld. Eigentlich ist sie jetzt schon tot.“ Artur Sachs (78), Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Bielefeld, ist sehr pessimistisch, wenn es um die Frage nach einer Zukunft seiner Gemeinde geht.

„Wir haben eine Synagoge, aber keine Gottesdienste mehr; wir haben ein Gemeindezentrum, aber keine Zusammentreffen“, erzählt er bitter. Offiziell zähle die Gemeinde 27 Mitglieder, aber kaum einer habe Interesse an einer aktiven Teilnahme oder Mitarbeit.

Widerwillige Rückkehr

Ebenso schwarz sieht der Textilfabrikant in puncto Ausländerhass, Antisemitismus, Intoleranz. „Wissen Sie, wenn man wie ich vier Jahre KZ und Lagerleben mitgemacht hat, dann weiß man, was auf einen zukommt.“

Artur Sachs, dessen Familie seit mehr als 200 Jahren in Bielefeld zu Hause ist, kam nur widerwillig nach Kriegsende in seine „Heimatstadt“ zurück. „Ich suchte meine Frau, die zuerst mit mir im Lager war, krank wurde, dann verlor ich sie aus den Augen.“

Er fand seine Frau und mit ihr einige wenige Bielefelder Juden, die teilweise noch unentschlossen waren, ob sie erneut ihre Zelte dort aufschlagen sollten. Artur Sachs tat es, wenn auch halbherzig, wie er heute versichert. „Irgendwie haben wir immer auf gepackten Koffern gesessen.“

Gemeinsam mit seinen Freunden wagte er den Neuanfang, gründete mit wenigen Anderen eine jüdische Kultusgemeinde. Dem aus Theresienstadt zurückgekehrten Max Hirschfeld vertraute man den Vorsitz an. Nach provisorischen Anfängen diente das Gebäude Stapenhorststraße 35 als neues Gemeindehaus, in dem sich auch heute noch der leider ungenutzte Betsaal befindet.

Von der Zahl der 80 Mitglieder, die die Gemeinde nach Kriegsende zählte, kann sie heute nur noch träumen. „Die Leute ziehen weg, heiraten Christen oder haben überhaupt kein Interesse mehr an ihrem Glauben“, erklärt Artur Sachs den Schrumpfungsprozess. Er selbst fährt zum Schabbat in die Düsseldorfer Gemeinde, in der seine Tochter aktiv ist. So oft es ihm möglich ist, besucht er seine Freunde in Israel, denn dieses Land liegt ihm sehr am Herzen. „Gerade bin ich aus Israel zurückgekehrt“, erzählt er. „Ich habe dort Pessach gefeiert. Wenn man den Seder-Abend mit mehreren hundert Leuten im Kibbuz feiert, das ist schon ein tolles Erlebnis.“

Zu späte ‚Erkenntnis‘

Vom Zuzug der Sowjet-Juden hat die jüdische Kultusgemeinde im Stadt- und Landkreis Bielefeld zahlenmäßig nicht profitiert. „Uns wurden keine zugewiesen“, so Artur Sachs, der eh daran zweifelt, dass die Emigranten auf Dauer einen festen Platz im jüdischen Gemeindeleben einnehmen werden.

„In Bielefeld ist das nicht so schlimm, wie in den anderen großen Städten.“ Daran glaubte der Großteil der jüdischen Bürger und harrte hartnäckig aus, als die Diskriminierung durch die Nationalsozialisten zunehmend bedrückender wurde. Im Gegensatz zur gesamtdeutschen Entwicklung von 1933 bis 1935 verließen Bielefeld in diesem Zeitraum vergleichsweise weit weniger Juden (siehe Tabelle). Zu diesem Ergebnis kommen Joachim Meynert und Friedhelm Schäffer in ihrer Untersuchung „Die Juden in der Stadt Bielefeld während des Nationalsozialismus“.

Für viele der insgesamt rund 760 Bielefelder Juden (Zeitpunkt 30.1.1933) kam die „wahre Erkenntnis“ zu spät. In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 schlugen Flammen aus der Kuppel der schönen Synagoge in der Turnerstraße 5, die Feuerwehr sah keinen Grund, an den Ort der Brandstiftung zu eilen. Das Gotteshaus brannte bis auf die Grundmauern ab. Auch das an die Synagoge grenzende Gemeindehaus wurde ein Raub der Flammen.

Die antisemitische Hetze in der Lokalpresse wurde immer unerträglicher; über die erste Deportation am 13.12.1941 war allerdings keine Zeile zu lesen. Die Deportationen wurden als „Verschickung“, „Evakuierung“, „Osteinsatz“, „Abschiebung“ getarnt. Etwa 1000 Juden wurden am 13.12.1941 aus der Gestapoleitstelle Münster nach Riga gebracht, davon ca. 420 aus dem Gestapobezirk Bielefeld, darunter 88 Juden aus Bielefeld selbst. Weitere Deportationen folgten nach Auschwitz, Theresienstadt und unbekanntem Zielorten, bis auch Bielefeld nach der Anordnung Hitlers „judenrein“ war.

Die Spuren der verschleppten Juden verlieren sich zu einem großen Teil in der Anonymität der Vernichtungslager. Nur wenige überstanden die schreckliche Zeit. „Was wir da mitgemacht haben, ist in Worten kaum zu schildern. Wenn mir das jemand erzählen würde, ich würde auch sagen, die Frau spinnt!“ erzählt eine Überlebende „Aber – es ist wahr...“

	abs.	%
30.1.1933 – 31.12.1933	26	5,2
1.1.1934 – 15.9.1935	32	6,5
16.9.1935 – 9./10.11.1938	184	37,2
11.11.1938 - 1.9.1939	196	39,6
2.9.1939-34.10.1941	48	9,7
Nach 23.10.1941	2	0,4
Auswanderungsdatum nicht bestimmbar	7	1,4
	495	100,0

(Juni 1992)

Münster 2003:

„Kontinuität ist unser Erfolgsrezept“



Aus der Vielfalt eine funktionierende Einheit zu bauen, das ist angesichts der Zuwanderungsströme aus der ehemaligen Sowjetunion die größte Herausforderung, die die Jüdischen Gemeinden in den letzten Jahren zu bewältigen haben. Während die enormen Belastungen manche Gemeinschaften zu sprengen drohten, ist die Jüdische Gemeinde in Münster vor derartigen Zerreißproben verschont geblieben. Sie hat sich nicht von dem plötzlichen Strukturwandel überrollen lassen, sondern ihn tatkräftig und aktiv mitgestaltet.

„Unser Erfolgsrezept ist die Kontinuität in verantwortlichen Positionen, aber auch der Umstand, dass wir von Anfang an unsere neuen Mitglieder in alle Bereiche des Gemeindelebens mit einbezogen haben“, betont Sharon Fehr, der selbst ein Teil des Erfolgsrezepts ist. Seit zehn Jahren leitet er als Geschäftsführender 1. Vorsitzender die Geschicke der zweitgrößten Gemeinde Westfalens und ist gerade erst für drei weitere Jahre in sein Amt wiedergewählt worden. Eigentlich ist diese aufwändige Arbeit ehrenamtlich gar nicht mehr zu leisten. „Als hauptamtlicher Bewährungshelfer am Landgericht bin ich in puncto Terminplanung etwas flexibler als andere“, erklärt der ausgebildete Diplom-Heilpädagoge und –Sozialarbeiter sein optimales Termin-Management.

Nicht mehr als 60 Seelen, davon rund Zweidrittel älter als 60 Jahre, zählte die Gemeinde Ende der 80-er Jahre. „Ohne die Zuwanderung wären wir zwar nicht ausgestorben, aber sicher in die Bedeutungslosigkeit abgerutscht“, meint Sharon Fehr. Innerhalb der letzten zehn Jahre sei die Mitgliederzahl um mehr als das Zehnfache auf jetzt 650 angewachsen, und immer noch kommen pro Monat zwischen vier bis sechs Neuankömmlinge hinzu. „Wir erleben eine Renaissance des jüdischen Lebens in Münster – wenn auch nicht vergleichbar mit der Situation vor 1945.“ Arbeitsplatz- und Wohnungssuche, Hilfestellung bei den praktischen Dingen des Lebens - „In der momentanen Situation ist unsere Funktion als Religionsgemeinschaft etwas in den Hintergrund getreten“, sieht Sharon Fehr den Fakten ins Auge. „Wir sind mehr als Dienstleister gefragt.“

Handfeste und materielle Hilfe, aber auch die direkte Begegnung ebnet den Weg zur Integration. Dabei liegt es der liberalen Einheitsgemeinde sehr am Herzen, die oft abgeschnittenen Wurzeln der Jüdischkeit ihrer neuen Mitglieder wieder neu zu beleben. „Die meisten hatten in ihrer Heimat keine Chance, ihre Religion zu leben“, sagt Sharon Fehr. Für den Religions- und Hebräischunterricht wurde eigens ein qualifizierter Lehrer aus Israel hauptamtlich eingestellt, der an beinahe jedem Tag der Woche sowohl Kinder und Jugendliche, als auch Erwachsene unterrichtet. Außerdem stehe ein vielfältiges kulturelles Angebot bereit: „Speck ist zwar nicht kosher, aber damit fängt man bekanntlich Mäuse“, schmunzelt der Vorsitzende.

Dass der „Speck“ bereits vielen zu schmecken scheint, davon zeugen die lebendigen Begegnungen im Gemeindezentrum an der Klosterstraße. Schauspiel-, Chor- und Musikgruppen werden von Gemeindemitgliedern angeboten. Die Senioren treffen sich ebenso in ihren Club wie die Jugend, die in diesem Jahr erstmalig für den Landesverband ein Jugendfreizeitlager anbieten wird. „Hatikva“ (Hoffnung) heißt das

Jugendzentrum, in dem sich die jungen Leute zu Basteln, Tischtennis, Diskussionen, Schach, Tanz, Beten und Singen versammeln. Jeden Sonntag treffen sie sich in der Gemeinde, um zu diskutieren, zu essen, zu beten und ihre Traditionen zu pflegen. Bevor sie auseinandergehen, singen alle ihre selbst gedichtete Hymne: „Jachad! Mit Hatikva sind wir eins. Niemand kann uns zerstören.“

Die Jüdische Gemeinde Münster hat im Leben der Stadt einen festen Platz. „Der Kontakt zu den Münsteranern und auch zur Christlich-Jüdischen-Gesellschaft ist gut“, konstatiert Sharon Fehr. Kann die für 150 Personen ausgerichtete Synagoge, die 1961 an der Stelle des früheren, in der Reichspogromnacht völlig zerstörten jüdischen Gotteshauses, errichtet wurde, die große Mitgliederzahl noch fassen? „Wenn alle regelmäßig zum Gottesdienst kämen, dann nicht“, schmunzelt Sharon Fehr. Der 54-jährige Deutsche, der lange Zeit in Israel lebte und vor zwanzig Jahren zum Judentum übertrat, hofft auch weiterhin auf ausreichende Kraftreserven, um den Prozess des Zusammenwachsens erfolgreich vorantreiben zu können. „Ich bin zuversichtlich, dass wir die Gefahr, uns vom Kultus-, zum Kulturverein zu entwickeln, umschiffen können“, sieht er optimistisch in die Zukunft, für die er sich vor allem Frieden wünscht: „Wenn es uns im gemeinsamen Dialog gelingt, langfristige Vorurteile und Antisemitismus abzubauen, dann haben wir eine Menge erreicht.“

(August 2003)

Münster 1991:

Keine Probleme mit dem Nachwuchs

Aller guten Dinge sind drei, dachten sich die Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Münster und wählten ein Herrenduo mit Dame in ihren Vorstand: Seit dem 15. April dieses Jahres bilden Ruth Frankenthal, Nathan Schächter und Günter Pelikan das dreiköpfige Vorstandskollegium.

„Leider können wir keine Arbeitsstellen und Wohnungen zaubern“, bedauert Ruth Frankenthal.

Durch die Einwanderungswelle der Sowjetjuden hat auch die jüdische Gemeinde Münster mit Wohnungsmangel, Stellensuche und vielen anderen daraus resultierenden Problemen zu kämpfen. „Uns ist sehr daran gelegen, die Sowjetjuden in unsere Gemeinde zu integrieren“, erklärt die Vorsitzende. Eine russisch sprechende Sozialarbeiterin wurde eingestellt, um die Amtsgänge und andere organisatorische Schwierigkeiten zu erleichtern.

Könnten die „Neulinge“ in der westfälischen jüdischen Gemeinde eine neue Heimat finden, würde die Mitgliederzahl die 200er-Marke erreichen. Nach letztem Stand vor 14 Tagen zählt die Gemeinde 132 Gläubige. „Damit liegen wir ziemlich konstant“, erklärt Ruth Frankenthal. „Seit 30 Jahren bewegt sich die Zahl im 130er Bereich.“

Das war nicht immer so. 1933 lebten in Münster etwa 700 Juden. Sie waren Kaufleute und Handwerker, betrieben Getreide- und Viehhandel. Sie lebten friedlich und harmonisch mit den christlichen Nachbarn zusammen, bis die nationalsozialistische Gesetzgebung sie mehr und mehr diskriminierte und entrechtete.

In der sogenannten „Reichskristallnacht“ 1938 lagen in Münsters Straßen Scherben von zerstörten jüdischen Wohn- und Geschäftshäusern auf der Straße, vor dem Geschäft Feibes brannten Tuch- und Stoffballen, der Rabbiner Dr. Steinthal wurde verhaftet. Die Synagoge in der Klosterstraße, ein prunkvolles Backsteingebäude, das am 28. August 1880 feierlich eingeweiht worden war, wurde von Brandstiftern zerstört.

Im Sommer/Herbst 1939 richteten die Nazis in Münster sogenannte Judenhäuser ein, in denen alle Münsteraner Juden zusammengetrieben wurden. Schließlich fristeten die verbliebenen Juden im Februar

1942 ihr Dasein im Gebäude der Marks-Haindorf-Stiftung. Hinter diesem Namen verbirgt sich eine einzigartige jüdische Institution, die weit über Münster hinaus eine überregionale Bedeutung besaß.

Der jüdische Arzt Dr. Alexander Haindorf (1782-1862) hatte nämlich dem jüdischen Schulwesen zu einem sprunghaften Aufstieg verholfen, indem er 1825 eine Schule gegründet hatte, in der jüdische Elementarlehrer ausgebildet, jüdische Handwerkslehrlinge betreut und sowohl jüdische als auch christliche Kinder unterrichtet wurden. Dieser „Verein zur Förderung von Handwerken unter den Juden und zur Errichtung einer Schulanstalt“ wurde später Marks-Haindorf-Stiftung genannt.

In dieser Stiftung also lebten bis zur letzten Deportation am 31. Juli 1942 noch 78 Personen. Danach war auch Münster „judenrein“.

Schon bald nach Kriegsende sprossen die ersten zarten Keime neuen jüdischen Lebens aus den Ruinen. Im Sommer 1945 kehrten Hugo Spiegel und Siegfried Goldenberg als die ersten ihrer Religionsgemeinschaft nach Warendorf und Münster zurück. Am 7. September, dem jüdischen Neujahrsfest des Jahres 5706, hielten Juden aus dem Münsterland in der nicht zerstörten Warendorfer Synagoge ihren ersten Gottesdienst, der zugleich der erste in Nordwestdeutschland nach dem Holocaust war.

1949 wurde ein neues Gemeindezentrum mit Bet-, Schul- und Versammlungsräumen in dem wieder eingerichteten Gebäude der ehemaligen Marks-Haindorf-Stiftung eingerichtet. 1950 wurde die erste Bar Mizwa gefeiert, 1953 das erste Kind geboren. Es gründeten sich Frauenverein und Jugendgruppe. Schließlich wurden die Räumlichkeiten zu eng, so dass am 15. Mai 1960 der Grundstein für einen Gebäudekomplex gelegt werden konnte, der an der Stelle der alten Synagoge in der Klosterstraße erbaut wurde. Am 12. März 1961 fand die feierliche Einweihung der neuen Synagoge statt, die für 96 Männer und 50 Frauen Platz bietet.

„Soweit ich weiß, sind wir die einzige jüdische Gemeinde in Westfalen, die über eine Mikwe verfügt“, freut sich Ruth Frankenthal. Im Übrigen sei sie mit dem lebendigen Gemeindeleben sehr zufrieden. Probleme mit dem Nachwuchs gibt es nicht: „In diesem Jahr hatten wir schon drei Bar Mizwas, und in der nächsten Woche feiern wir B'rit Mila, das Beschneidungsfest.“

(September 1991)

Gelsenkirchen 2003: Neue Synagoge am alten Platz



Frauen- und Männerverein, Jugend- und Kindergruppe, Chor, Schachclub, Sportteam – „Wir haben alles“, betont der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen, Fawek Ostrowiecki, „Das einzige, was uns dringend fehlt, sind Räume.“

Ein einziges Zimmer steht für die vielfältigen Aktivitäten der nunmehr rund 450 Mitglieder zählenden Jüdischen Kultusgemeinde zur Verfügung. Seit 1958 sind Gemeinde und Synagoge in einem Privathaus in der Von-der-Recke-Straße 9 untergebracht. Die Synagoge bietet circa 80 Gläubigen Platz. „Zu hohen Feiertagen stellen wir zusätzlich Stühle auf“, sagt der Vorsitzende. Oft nutze man die Möglichkeit, auf Räumlichkeiten der kooperativen katholischen Kirchengemeinde oder auf das Sportzentrum auszuweichen. Doch das ändere nichts an der unumstößlichen Tatsache: „Wir brauchen mehr Platz.“

Dieser Wunsch scheint auch bald in Erfüllung zu gehen, denn die Pläne für den Neubau einer Synagoge plus Gemeindezentrum liegen fertig auf dem Tisch. „Alles ist bereits genehmigt, die Finanzierung zugesagt“, hofft Fawek Ostrowiecki darauf, dass der Spatenstich im kommenden Frühjahr erfolgen kann. Rund 5 Millionen Euro soll der Neubau kosten. Mit je einem Drittel beteiligten sich das Land NRW und die Stadt. Damit die Jüdische Gemeinde das dritte Drittel der Neubaukosten aufbringen kann, muss sie unter anderem das Haus mit dem Betsaal an der Von-der-Recke-Straße verkaufen. Ein Förderverein soll den Neubau voranbringen.

Es war in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, der Reichspogromnacht, als Nazi-Schergen auch das jüdische Gotteshaus in der Neustraße (heute Gildenstraße) nieder brannten. Zurzeit wird das Gelände von der anliegenden Volksbank als Parkplatz genutzt. Dort, wo einst die prächtige Synagoge mit ihren zwei hochragenden, symmetrisch angelegten, Kuppel gekrönten Türmen von einer selbstbewussten, blühenden jüdischen Gemeinde im Gelsenkirchener Stadtleben kündete, soll jetzt das neue Gemeindezentrum entstehen. „Das wird allerdings etwas bescheidener ausfallen“, betont Fawek Ostrowiecki. Geplant ist ein viergeschossiges Gemeindezentrum mit vier Wohnungen, für Rabbiner, Vorbeter und Hausmeister.

Fawek Ostrowiecki gehört der Generation an, die den Holocaust am eigenen Leibe erleiden musste. 1927 in Polen geboren kam er 1944 über das Vernichtungslager Auschwitz nach Deutschland. Viele Mitglieder seiner Familie mussten den nationalsozialistischen Rassenwahnsinn mit ihrem Leben bezahlen. „Vier Brüder von mir wurden getötet“, sagt er. Er überlebte, ließ sich 1954 in Gelsenkirchen nieder. Warum? „Ich weiß es selber nicht“, gesteht der pensionierte Kaufmann. Eigentlich habe er ins damalige Palästina auswandern wollen, aber manchmal laufe es eben anders als geplant. Ostrowiecki schloss sich der 1953 gegründeten Jüdischen Kultusgemeinde an und ist nun nach Robert Jessel und Kurt Neuwald, der 2001 im Alter von 94 Jahren verstarb, ihr 3. Vorsitzender.

Wie in allen anderen Jüdischen Gemeinden, hat auch in Gelsenkirchen die Einwanderungswelle sowjetischer Juden die Mitgliederzahl nach oben schnellen lassen. Nur noch zwei Hände voll gehören zum „alten Kern“, 99 Prozent der rund 450 Mitglieder stammen aus der ehemaligen Sowjetunion. „Das bedeutet natürlich nicht, dass alle Zuwanderer aktiv an unserem Gemeindeleben und an den Gottesdiensten teilnehmen“, dämpft der Vorsitzende voreiligen Optimismus. Die neuen Mitglieder müssten auf dem langen Weg der Integration erst einmal die deutsche Sprache lernen („Wir bieten Deutschunterricht an“), eine Existenz aufbauen, Arbeit und Wohnung finden. Dann müsse man versuchen, sie mit der ihnen meist fremden Tradition des Judentums vertraut zu machen. „Die Kinder erhalten regelmäßig Religionsunterricht.“ Doch ob die Zuwanderer dann ihre Jüdischkeit leben wollten - wer weiß? „Was im Endeffekt daraus wird, zeigt sich erst in der kommenden Generation“, mutmaßt Fawek Ostrowiecki. „Wir arbeiten daran.“

Dass der „frische Wind“ viel Positives ins Gemeindeleben gepustet hat, freut den Vorsitzenden ganz besonders: „Unsere neuen Mitglieder haben schon viele tolle Vorschläge eingebracht.“ Zum Beispiel würden auf ihre Anregung hin Gottesdienste jetzt nicht nur am Samstag, sondern auch am Freitag abend durchgeführt. „Ein Angebot, das sicherlich gerade von Berufstätigen dankbar angenommen wird“, sagt Ostrowiecki, der immer offen für Veränderungen ist. „Zeiten und Strukturen ändern sich – mit oder ohne Zuwanderer.“ Also, rundum zufrieden? „Nein“, schmunzelt der 76-Jährige, „zufrieden darf man nie sein, denn Zufriedenheit bedeutet Stillstand.“

(Dezember 2003)

Gelsenkirchen 1991:

Noch Hoffnung auf Nachwuchs

„Unser jüngstes Gemeindeglied ist 28 Jahre alt und der Älteste bin ich“, erzählt Kurt Neuwald (84) schmunzelnd. Seit 36 Jahren steht er der Jüdischen Kultusgemeinde Gelsenkirchen vor, die heute ca. 80 Mitglieder zählt.

Traurig ist er über die Tatsache, dass die Jugend fehlt. „Wir haben kein einziges Kind in unserem Kreis“, bedauert er. Aus diesem Grund findet auch kein Religionsunterricht statt. „Die jungen Leute zieht es in die großen Metropolen, wie Frankfurt oder Berlin“, meint Kurt Neuwald. Das bedeute, dass die ohnehin schon großen Gemeinden wachsen und die kleinen mehr und mehr schrumpfen würden.

Einweihung 1958

Dennoch hat die Gelsenkirchener Gemeinde keine Probleme, für die Gottesdienste die „Minjan“, die erforderliche Zahl von zehn Männern, zusammen zu bekommen. Die Synagoge in der Reckestraße 9, in der rund 80 Gläubige Platz finden, ist zu Sabbat-Gottesdiensten, zu Fest- und Feiertagen immer gut besucht.

1958 wurde das jüdische Gotteshaus im Parterre eines Privathauses eingeweiht. Weiter verfügt die Gemeinde über einen Gemeindesaal mit Küche, Büro- und Schulraum.

Die heutige Synagoge – untergebracht in einem unauffälligen Privathaus – spielt im Gelsenkirchener Stadtbild keine Rolle mehr. Das war nicht immer so. Mit zwei hochragenden, symmetrisch angelegten Türmen und einem Hauptbau, in dessen Giebel der Davidstern prangte, war die frühere prächtige Synagoge in der Neustraße (heute Gildenstraße) schon von weitem zu sehen.

Die Gelsenkirchener Juden, die sich 1874 zu einer selbstständigen Synagogengemeinde zusammenschlossen, nachdem sie sich für 300 Taler von der Wattenscheider Muttergemeinde freigekauft hatten, weihten 1885 ihr Gotteshaus ein. Schon bald konnte die Synagoge die ständig wachsende Gemeinde nicht mehr fassen und mußte vergrößert werden.

1933 gab es in Alt-Gelsenkirchen unter 200 000 Einwohnern 1140 Juden. Ähnliche Verhältnisse herrschten in Buer und Horst.

In der sogenannten „Reichskristallnacht“ vom 9. auf den 10. November 1938 brannten im gesamten Deutschen Reich die Synagogen. So auch in Gelsenkirchen. Die Synagoge brannte völlig aus. Mit 20 000 Mark musste die jüdische Gemeinde später sogar noch die Abbruchkosten selber tragen.

In Transporten nach Riga, Warschau, Theresienstadt und Auschwitz wurden die wenigen verbliebenen Gelsenkirchener Juden 1942 in Arbeits-, Vernichtungs- und Konzentrationslager „abgeschoben“. Die meisten kehrten nicht zurück.

Nur wenige Juden fanden den Weg zurück in ihre Vaterstadt. Kurt Neuwald gehört zu den Männern, die dem völlig ausgelöschten jüdischen Leben in Gelsenkirchen zu einem Neuanfang verhelfen. Er war Mitbegründer des jüdischen Hilfskomitees, das seine Hauptaufgabe darin sah, den aus den Lagern zurückkehrenden Juden mit Rat und vor allen Dingen Tat zur Seite zu stehen. „Viele jüngere Leute, auch ungarische und polnische Juden, kamen zu uns, hatten kein Elternhaus, kein Dach über dem Kopf, niemanden, der sie unterstützte“, erinnert sich Kurt Neuwald.

Gemeinde-Gründung

Aus dem Hilfskomitee erwuchs dann die Jüdische Kultusgemeinde, die am 7. Februar 1953 als Körperschaft öffentlichen Rechts anerkannt wurde. Robert Jessel war der 1., Kurt Neuwald der 2. Vorsitzende der Gemeinde. Mit 100 bis 110 erreichte die Zahl der Mitglieder in den 60er Jahren ihren Nachkriegs-Höhepunkt.

Kurt Neuwald hofft, dass schon bald Kinder das Gemeindeleben beleben werden. Die Einwanderungswelle sowjetischer Juden nach Deutschland stimmt ihn optimistisch.

(März 1991)

Hagen 2004:

„Beim Kanarek geschehen noch Wunder“

„Roman hat die Bude immer voll“, bestätigt Eva Feldheim aus seiner Gemeinde. Liegt es an seinem ausgeprägten Harmoniebedürfnis, an seinem besonderen Talent, eine Atmosphäre des Ausgleichs und der Verständigung zu schaffen? Oder hat er einfach das unerklärliche Charisma, das ihm diesen großen Einfluss in seiner überaus aktiven Gemeinde beschert? „Da kommt wohl alles zusammen“, mutmaßt Eva Feldheim. „Er ist eben ein außergewöhnlicher Mensch.“

Vor zehn Jahren trat Roman Kanarek, damals 2. Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Hagen, die Nachfolge von Gondrand Karle' an. Unterstützt von seiner rührigen Stellvertreterin Elisabeth Szacher und der engagierten Repräsentanz leitet er die liberale Jüdische Kultusgemeinde, die ihren Sitz in der Potthoffstraße hat. Dank der Einwanderungswelle aus der ehemaligen Sowjetunion ist die Mitgliederzahl auf mittlerweile 326 angewachsen. Die Probleme der Integration mit ihren vielschichtigen Facetten sind in Hagen keine anderen als in den übrigen Gemeinden Westfalens, aber dass Roman Kanarek sich besonders sensibel in die Situation der Einwanderer einfühlen kann, das liegt wohl in seinem ganz persönlichen Schicksal begründet:



„Ich stamme aus Galizien in Polen und musste wegen der politischen Unruhen und antijüdischen Aktionen 1968 meine Heimat verlassen.“ Die Familie sei in Polen assimiliert gewesen. „Mein Vater war kein überaus frommer Jude mit langem Bart“, sagt Roman Kanarek. Die Kinder seien jüdisch, im liberalen Sinn, erzogen worden. „Wir gingen zur jüdischen Schule, haben polnisch, deutsch und jiddisch gelernt.“

Wenn schon des „Glaubens“ wegen aus der Heimat vertrieben, dann wolle er auch in Deutschland als bewusster Jude leben, entschloss sich Roman Kanarek, der seine Zelte in Schalksmühle bei Hagen aufgeschlagen hatte. Von Anfang an engagierte er sich in der Jüdischen Gemeinde Hagen. Als ihn vor fünf Jahren eine schwere Herzoperation zwang, kürzer zu treten, siedelte er von Schalksmühle nach Hagen um, um seiner Wirkungsstätte näher zu sein.

Immer wieder montags bittet der Vorsitzende um 18 Uhr an den „Roman-Tisch“, ein Angebot, das sich zum beliebten Highlight der Woche entwickelt hat. „Ich erzähle den Leuten vom Judentum, von unserem Kultus und den Festen, von Traditionen und Bräuchen und vielem mehr.“ Ein Dolmetscher übersetzt seine deutschen Worte in die russische Sprache. Diese freiwillige Lehrstunde in gemütlich-lockerem Plauderton nutzen hauptsächlich die zugewanderten Mitglieder ohne jüdischen Hintergrund, die jetzt nach ihren Wurzeln suchen.

„Wir wissen nicht, ob wir sie letztendlich für uns gewinnen können“, meldet Roman Kanarek durchaus Zweifel ein.

Dennoch freut er sich über die vielfältigen Aktivitäten in seiner Gemeinde, die Hagen beim Jüdischen Landesverband einen beispielhaften Ruf eingebracht haben. Als Landesrabbiner Dr. Brandt kürzlich an einem Gottesdienst in Hagen teilnahm und rund 100 Synagogen-Besucher zählte, war er tief beeindruckt: „Beim Kanarek geschehen noch Wunder.“

Seniorenkreis, Frauenverein- und Frauenchor, Jugendclub, Kinderchor und Kindertheatergruppe – jede Altersklasse repräsentiert sich im Gemeindeleben auf ihre eigene Art. „Besonders schön sind immer die Auftritte des Kinderchores und des Kindertheaters“, verweist Roman Kanarek auf den engagierten Einsatz der Leiterin Frau Margolin. Jüdische Traditionen und Feste stehen immer im Mittelpunkt der selbst geschriebenen Stücke, die die Kinder mit Feuereifer und großer Kreativität auf die Bühne bringen.

Offenheit, Toleranz, Dialog – das ist der Leitgedanke, den Roman Kanarek in seiner ehrenamtlichen Arbeit umsetzt. „Man muss miteinander reden und Kontakte pflegen“, ist der Bundesverdienstkreuz-Träger überzeugt. In diesem Jahr wird er 84 Jahre alt. Wird ihm die tägliche Arbeit nicht zu viel? „Meine Seele ist in dieser Gemeinde“, antwortet der Vorsitzende, der froh ist, noch so fit zu sein. „Wann ich abtreten werde? Nu, darüber muss ich noch mit dem lieben Gott sprechen!“

(April 2004)

Hagen 1992:

Kinder bringen neuen Schwung

Der kleine Zettel auf dem Lesepult der Synagoge ist eine große Hilfe: „Die unterstrichenen Silben sind zu betonen“, ist dort zu lesen, dann folgt der hebräische Text, der vor und nach dem Vorlesen der Thora gesprochen werden muss. „Unsere neuen Gemeindeglieder aus der Ex-Sowjetunion brauchen noch Hilfestellungen, wenn es um die hebräische Sprache geht“, erzählt Eva Feldheim vom Vorstand der Jüdischen Gemeinde Hagen. „Doch sie lernen rasend schnell.“ Nicht nur beim Erlernen der hebräischen Sprache, auch im Deutschunterricht legen die Auswanderer ein Tempo vor, dass selbst der Lehrer schwindlig wird.

Mitgliederzahl verdoppelt

Erheblich verjüngt hat sich die jüdische Gemeinde in Hagen unter Vorsitz von Gondrand Karlé. Vor gar nicht langer Zeit zählte sie 40 Mitglieder und blickte mit einem Durchschnittsalter, das gegen die 62 Jahre tendierte, wenig optimistisch in die Gemeindegemeinschaft. Dank der Einwanderungswelle ist die Mitgliederzahl auf 84 katapultiert und quirliges Leben in Gemeindesaal und Synagoge eingezogen.

„Wenn wie jetzt zusammenkommen, sind immer Kinder dabei, ein tolles Erlebnis. Die Kleinen halten uns richtig auf Trab“, freut sich Eva Feldheim, die im Sommer selber Mutter wird. Natürlich hat die neue Situation auch eine Kehrseite: Verhandlungen mit den Behörden, Beschaffung von Arbeitsplätzen und Wohnungen erschweren den Einwanderern oft den Anfang zu einer neuen Existenz.

Die Geschichte der Juden in Hagen in die Zeit um 1722 zurück, in der unter den 675 Einwohnern Hagens vier Judenfamilien bezeugt sind, zwei Glasmacher und zwei Schächter. 1800 kam die Familie des Gabriel Levy dazu, 1805 zog die sechste jüdische Familie nach Hagen. Wurde der Gottesdienst vorher in Privathäusern abgehalten, so konnte 1819 endlich eine Synagoge in der Wasserstraße eingerichtet werden.

Synagoge im Potthoff

1830 rief Levy Hammel die jüdische Schule in Hagen ins Leben, die im Durchschnitt 30 Kinder u.a. in Bibelübersetzung, Naturgeschichte, Kopfrechnen, Hebräisch, Gesang, deutscher Grammatik und biblischer Geschichte unterrichtete.

Im Rahmen der Judenemanzipation blühte auch die jüdische Gemeinde in Hagen auf: 1854 konstituierte sich die Synagogengemeinde, 1859 wurde die Synagoge im Potthoff eingeweiht, die Zahl der jüdischen Bürger wuchs innerhalb von 10 Jahren auf 140 Personen (1865) auf 309 Personen (1875), 1902 übernahm die Stadt die jüdische Schule als öffentliche Schule, ein Friedhof wurde in Hagen-Eilpe angelegt.

292 Juden emigrierten

Die Störungen des relativ harmonischen Zusammenlebens von Juden und Christen begannen bereits Anfang der 20er Jahre, als das nationale, deutsch-völkische Gedankengut, mehr und mehr um sich griff. Mit der Machtübernahme Hitlers läuteten die Nationalsozialisten auch in Hagen das Ende der jüdischen Gemeinde ein. Einige jüdische Geschäftsleute mussten ihren Betrieb aufgeben. Das Ehepaar Löwenstein sen. zum Beispiel ging nach der Geschäftsübernahme zu Verwandten nach Düsseldorf und wurde dort in der „Reichskristallnacht“ erschlagen.

Auch in Hagen fielen in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 die Synagoge und viele Geschäfte dem Nazi-Terror zum Opfer. Nach Angaben des Gedenkbuches der Stadt Hagen von 1961 gelang es 292 Hagener Juden in der Zeit von 1933-1945 auszuwandern. 156 Menschen wurden in Theresienstadt, Auschwitz und anderen Lagern ermordet, in den Freitod getrieben oder kamen in Haft in der Heimat um. Von ca. 150 Juden ist das Schicksal unbekannt.

Am 20. März 1946 wagten wenige Juden in Hagen einen neuen Anfang und gründeten ihre Kulturgemeinde unter dem Vorsitz von Richard Hirschfeld, Überlebender des Konzentrationslagers Dachau. In der Potthoffstraße wurde am 18. September 1960 feierlich die Synagoge eingeweiht, sichtbares Zeichen dafür, dass neues jüdisches Leben aus den Ruinen gewachsen ist.

Rabbiner isst mit

„40 Leute sitzen jeden Freitagabend und Sabbatvormittag hier und halten Sabbatmahlzeit“, erklärt Eva Feldheim und zeigt auf den gedeckten Tisch im Gemeindesaal. Zweimal Kiddusch, das ist eine Besonderheit der Hagener Gemeinde. Gleich nebenan die Küche, die genau die Speisevorschriften beachtet und streng den Bereich, in dem milchige Gerichte zubereitet werden, von der fleischigen Speisezubereitung trennt. Noch eine Besonderheit der Hagener Gemeinde: „Wir sind stolz darauf, dass bei uns sogar der Landesrabbiner isst“, erzählt Eva Feldheim augenzwinkernd. „Denn unsere Speisen sind garantiert koscher.“

(März 1992)

Minden 2004:

Mit ganzem Herzen dabei



Als Vorsitzender der Jüdischen Kultusgemeinde kann Harald Scheurenberg (54) schon fast sein silbernes „Dienstjubiläum“ feiern, und immer noch ist sein Optimismus ungebrochen: „Sie können bohren, wie Sie wollen - ich habe einfach wenig Unerfreuliches zu bieten!“, behauptet er schmunzelnd.

In den vergangenen zehn Jahren hat sich die Mitgliederzahl der kleinen ostwestfälischen Gemeinde mehr als verdoppelt: „Wir zählen jetzt 103 Mitglieder, wovon natürlich mehr als 80 Prozent aus der ehemaligen Sowjetunion stammen.“ Viele Juden aus der asiatischen Region Buchara haben eine neue Heimat in Minden gefunden. „Die müssten Sie mal im Gottesdienst jublieren hören - die sind mit ganzen Herzen dabei“, sagt Harald Scheurenberg und hofft allerdings, dass man sich in der unterschiedlichen Auffassung von Pünktlichkeit noch etwas näher kommen werde.

Über schwierige Integrationsprobleme oder kontroverse Glaubensauffassungen führt Harald Scheurenberg keine Klage: „Die meisten, die bei uns gelandet sind, sind auch in unserer Gemeinde wirklich angekommen,“ freut sich der Vorsitzende darüber, dass sich nur verschwindend wenige aus dem Gemeindeleben völlig heraushalten. Vielleicht liegt das harmonische Miteinander auch darin begründet, dass die neuen Mitglieder durch ihre Mitarbeit in verantwortlicher Position ins Gemeindeleben eingebunden werden, zum Beispiel im Sozialen Dienst. „Fünf bis sieben Leute arbeiten im Sozialen Dienst, den wir vor zwei Jahren ins Leben gerufen haben.“ Das der russischen Sprache mächtige Team hilft vor allen Dingen älteren Gemeindemitgliedern in allen Lebenslagen: im Krankheitsfall, bei Behördengängen, beim Schriftverkehr und sonstigen Problemen der Alltagsbewältigung. Auch im Vorstand sind die Emigranten vertreten.

„Die Zuwanderer haben unser Gemeindeleben wahrhaft bereichert“, resümiert Harald Scheurenberg. Erst im vergangenen März hat sich in Minden eine „Sonntagsschule für musikalisch-ästhetische Erziehung“ gegründet, in der sich Kinder und Jugendliche unter fachkundiger Leitung von Frau Osetinskij in der Kunst des Triangel- bis Klavierspiels üben. Den ganz Kleinen, ab drei Jahre, werden die wohlklingenden Töne von Gemeindemitglied Frau Kipnis beigebracht.

„Bei uns geht's familiär zu“, hatte Harald Scheurenberg im Schalom-Interview vor zwölf Jahren behauptet. „Und daran hat sich bis heute nichts geändert“, bestätigt er auch heute noch. Jetzt stehe zum Beispiel der jährliche Gemeindeausflug vor der Tür. „Eigentlich wollten wir für zwei Tage nach Berlin.“ Doch, da man für die Reise in die Bundeshauptstadt doch noch etwas sparen müssen, wurde Berlin auf kommendes Jahr verschoben und in diesem Jahr ein kostengünstigeres Ausflugsziel ins Auge gefasst.

In Synagoge und Gemeindehaus an der Kampfstraße herrscht reges Leben. Besondere Freude bereitet dem Vorstand der hoffnungsvolle Nachwuchs: Zwei Bar Mizwas und eine Bat Mizwa im vergangenen Jahr sprechen ihre eigene Sprache. »Wir hatten sogar eine Hochzeit unter der Chuppa mit allem, was dazugehört«, freut sich Harald Scheurenberg über die leider in den meisten jüdischen Gemeinden noch seltene Feier.

Die Gottesdienste in der schönen, 1958 eingeweihten Mindener Synagoge sind gut besucht. „60 bis 70 Leute kommen immer“, konstatiert Harald Scheurenberg. Die hohen Feiertage werden häufig mit der Nachbargemeinde Herford zusammengefeiert.

„Seit diesem Jahr ist ein eigener Kantor, Jakob Zelewitsch, für die vier ostwestfälischen Gemeinden Herford, Minden, Paderborn und Bielefeld zuständig“, erzählt der Vorsitzende. Einmal im Monat komme Jakob Zelewitsch ins Gemeindehaus, um einen Abend lang mit den russischen Juden über Gott und die Welt und alles, was den Gemeindemitgliedern sonst unter den Nägeln brenne, zu plaudern.

Auch zufriedene Gemeindevorsteher haben noch Wünsche: „Eine Verfestigung der Gemeindebindung, ein stärkeres Zugehörigkeitsgefühl und einen guten Dialog zwischen Juden und Christen, der leider von der aktuellen Nahost-Politik überschattet ist - das wären meine Wünsche für die Zukunft.“

Ansonsten ist er mit seiner Gemeinde sehr zufrieden. Wie sagte Landesrabbiner Henry Brandt neulich beim Besuch in Minden zu Harald Scheurenberg: „Du hast zwar die verrücktesten, aber auch die liebsten Leute hier.“

(Juli 2004)

Minden 1992:

Nachwuchs – kein Problem

„Bei uns geht's familiär zu“, erzählt Harald Scheurenberg, Vorsitzender der jüdischen Kultusgemeinde Minden. „Auch wenn wir mit 45 Mitgliedern zahlenmäßig nicht ganz vorne liegen, haben wir gegenüber vielen anderen Gemeinden in Westfalen einen entscheidenden Vorteil: Wir haben Kinder, relativ viele Kinder.“

Dass er sich über den Nachwuchs keine größeren Sorgen zu machen braucht, freut Harald Scheurenberg ganz besonders. Für die Jugendlichen sei es keine Pflichtübung, zu den Gottesdiensten zu kommen. Sie hätten Spaß daran, aktiv am Gemeindeleben teilzunehmen, jüdisches Leben zu leben, was ja nicht unbedingt selbstverständlich sei, meint der sympathische Mindener, der nun 10 Jahre lang der Gemeinde vorsteht.

Pessimismus scheint für Harald Scheurenberg ein Fremdwort zu sein. Mit seinen 42 Jahren gehört er nicht zu der Generation, die Verfolgung und Vernichtung des Hitler-Regimes am eigenen Leib erleben musste. „In den siebziger Jahren gab es etliche Diskussionen um die Zukunft der kleinen Gemeinden“, erzählt Harald Scheurenberg. Während viele Ältere den Standpunkt vertraten, dass nach dem Holocaust nichts mehr kommen könne, habe er immer eine gegenteilige Meinung vertreten: „Man kann sich doch nicht damit abfinden, dass es keine Zukunft gibt, sondern man muss Wege zeigen, wie es besser geht. Das Tief haben wir nach meiner Überzeugung längst überwunden.“

Dieser Grundsatz bestimmt das „aufs Hoch ausgerichtete“ Handeln des engagierten Vorsitzenden. Außer den Gottesdiensten, die meist gemeinsam mit der jüdischen Gemeinde Herford abgehalten werden, finden auch offene Treffen statt, in denen Austausch und geselliges Beisammensein angesagt sind. Harald Scheurenberg: „Wir hoffen, dass auch die hierher gekommenen jüdischen Emigranten aus der ehemaligen Sowjetunion den Weg zu uns finden und auf Dauer unser Gemeindeleben bereichern wollen.“ Gebetsbücher in russischer Übersetzung liegen bereit.

Blutrot ist der Teil des Glasfensters in der Mindener Synagoge, auf dem die Vernichtungslager der Nationalsozialisten aufgeführt sind: Buchenwald, Treblinka, Riga ... Auch die Juden im Kreis Minden wurden in die Vernichtungsmaschinerie der Nazis getrieben, wurden gedemütigt, entrechtet, deportiert, ermordet. 168 Namen erinnern auf dem Gedenkstein der Synagoge an die Bürger der Stadt, die dem Nazi-Terror zum Opfer fielen.

Rund 600 Juden lebten vor dem Krieg in Minden. Trotz der immer schwerer werdenden Lebensbedingungen entschlossen sich nur Wenige zur Auswanderung, was u.a. der Brief des jüdischen Kaufmanns Lewkonja (Weihnachten 1933) an seinen inzwischen nach London emigrierten Sohn belegt. Darin heißt es, dass selbst die „Nikoläuse“, die singend von Haus zu Haus zögen und kleine Geschenke verteilten, ausgeblieben seien und das jüdische Geschäft „verfemt“ seien. Das Dasein sei für die ganze Familie „unsagbares Herzweh“. Doch kein Gedanke daran, selbst auszuwandern.

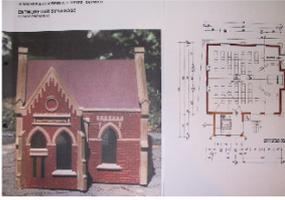
Knapp 20 Juden kehrten nach 1945 in ihre Heimat zurück. „Zu diesen Ur-Mindenern, die schon seit Generationen hier gelebt hatten, zählten auch meine Eltern“, berichtet Harald Scheurenberg. Die wenigen Zurückgekehrten wollten wieder aufbauen, organisierten eine Gemeinde und konnten 1958 die neue Synagoge in der Kampstraße einweihen. Die Vorherige war in der so genannten „Reichskristallnacht“ 1938 völlig zerstört worden.

„Wir haben ein wunderschönes Gotteshaus, in dem – einschließlich der Empore – 100 Personen Platz finden“, erzählt Harald Scheurenberg nicht ohne Stolz. Nach den Gottesdiensten oder zu anderen feierlichen Anlässen treffen sich die Frauen, Männer und Kinder im Gemeindesaal, der den hoffnungsvollen Namen „Saal der Toleranz“ trägt. „Mein Vorgänger, Max Ingberg, der auch nach dem Krieg die hiesige christlich-jüdische Gesellschaft gründete, hat sich schon etwas dabei gedacht, diesen Namen auszusuchen“, meint Harald Scheurenberg. Im Saal wird Kiddusch gehalten, werden Gespräche geführt, und oft sind auch noch christliche Freunde zu Gast. Wie sagte noch Harald Scheurenberg? „Bei uns geht's familiär zu.“

(September 1992)

Herford 2004:

Das beste Kiddusch weit und breit



Groß einarbeiten in die Geschäfte musste sich Harry Rothe nicht, als er vor fünf Jahren die Nachfolge von Herbert Heinemann antrat. Heinemann hatte aus Gesundheitsgründen die Leitung der Jüdischen Kultusgemeinde Herford aus den Händen geben müssen und starb kurz vor seinem 85. Geburtstag. „Mehr als 17 Jahre bin ich Stellvertreter gewesen und habe Herbert Heinemann in den letzten Jahren schon viel organisatorische Arbeit abgenommen“, erzählt Harry Rothe. Dass er seine Arbeit zum Wohle der Jüdischen Kultusgemeinde als Auftrag und Verpflichtung versteht, liegt in seiner Biographie begründet: „Ich gehörte zu den 100 Kindern, die das KZ Theresienstadt überlebt haben.“ Wer dieses Grauen geschaut habe, wisse, wie wichtig es sei, für Selbstbewusstsein, Aufklärung und Toleranz zu kämpfen.

Gut 80 Mitglieder zählt zur Zeit die kleine ostwestfälische Gemeinde, die wie alle anderen jüdischen Gemeinden auch, ihre anwachsende Mitgliederzahl dem Zuzug der ehemaligen Sowjetjuden zu verdanken hat. Die Eingliederung der »Neuen« laufe relativ unproblematisch. „Wir haben das große Glück, dass der für alle vier ostwestfälischen Gemeinden zuständige Kantor Jakob Zelewitsch in unserem Gemeindehaus wohnt“, erzählt Harry Rothe. Zelewitsch beherrsche die russische Sprache, unterrichte die Russen in Kultus, Religion und Geschichte und sei als Mittler zwischen den aufeinanderprallenden Kulturen unverzichtbar. Auch Julia Filimonova, Vorsitzende in der Repräsentanz des Vorstandes, stehe den neuen Gemeindemitgliedern immer mit Rat und Tat zur Seite. „Ich würde mir wünschen, dass die Deutschkenntnisse der Zuwanderer deutlich verbessert würden“, sagt Harry Rothe. „Dann wäre eine gute Basis für den so wichtigen Gedankenaustausch geschaffen.“

Neben der Integration nennt Harry Rothe einen zweiten Schwerpunkt seiner Gemeindearbeit: „Den Bau einer neuen Synagoge.“ Ist dieser Aufwand bei einer relativ kleinen Gemeinde wie Herford denn nötig, hatte auch Paul Spiegel den Vorsitzenden gefragt, den er als Mitglied im Direktorium des Zentralrates häufiger trifft. „Ja, er ist nötig“, antwortet Harry Rothe jedes Mal auf diese Frage. Nur 28 Sitze bietet der Betraum, den die überlebenden Herforder Juden nach dem Krieg im Nebengebäude der einstigen Synagoge einrichteten, die in der Pogromnacht 1938 vollständig ausgebrannt war. „Unsere Gottesdienste sind gut besucht“, erzählt Harry Rothe. Die hohen Fest- und Feiertage feiere man mit der befreundeten Nachbargemeinde in Minden zusammen. „Es wäre schön, wenn wir unsere Freunde aus Bielefeld und Minden endlich wieder einmal zum gemeinsamen Gottesdienst nach Herford einladen könnten“, wünscht sich der 1. Vorsitzende. Die jüdischen Herforder Kinder werden in Bielefeld mit betreut. „Leider zählen wir immer noch zu wenig Kinder in unserer Gemeinde“, bedauert der 67-Jährige die ungünstige Altersstruktur. Nur 12 Prozent der Mitglieder seien bis 21 Jahre alt, 78 Prozent lägen zwischen 40 und 90 Jahren.

Die Baupläne für die neue Synagoge liegen auf dem Tisch, die Baugenehmigung ist erteilt: „Die Synagoge, die eine Kuppel trägt, ist im 1. Stockwerk untergebracht und mit dem Fahrstuhl erreichbar“, erklärt Harry Rothe die Pläne. Freizeiträume für Ausstellungen und Veranstaltungen stünden im Erdgeschoss bereit, im Untergeschoss sei die Unterbringung von Küche und Garderobe vorgesehen. Die Finanzierung des

Projekts, das ein Volumen von einer Million Euro aufweise und zu je einem Drittel vom Land NRW, von Stadt und Kreis Herford-Detmold und der Jüdischen Gemeinde selber aufgebracht werden müsse, sei fast gesichert. Dennoch gibt sich Harry Rothe keinen Illusionen hin: „Auch, wenn alles nach Plan läuft, ist mit einem Baubeginn vor 2008 nicht zu rechnen.“

Bis dahin müssen sich die Herforder Juden noch mit ihrem beengten Betraum begnügen. Und die Freunde aus den jüdischen Nachbargemeinden müssen vorerst noch auf den Herforder Kiddusch verzichten. Der ist nämlich berühmt und hoch gelobt, so dass selbst der ehemalige Landesrabbiner Dr. Brandt davon schwärmte: „Kiddusch in Herford ist nicht nur Brotbrechen und Wein - nein, da gibt's auch die köstlichsten Salate und wunderbar belegte Brote ... „

(November 2004)

Herford-Detmold 1992

Einmal im Monat Gottesdienst

Rund 160 Kilometer muss Herbert Heinemann von seinem Wohnsitz in Bottrop bis Herford zurücklegen, wenn er in seiner Gemeinde die Vorstandsarbeit erledigen will. „Das macht aber gar nichts“, behauptet er. So viel Arbeit falle gar nicht an. Es reiche, wenn er alle acht bis zehn Tage in seinen Wagen steige und Richtung Herford brause. „Außerdem wohnen die anderen Vorstandsmitglieder vor Ort. Und, wenn's dann ganz besonders auf den Nägeln brennt, gibt's ja glücklicherweise die „gute Erfindung des Telefons.“

Silbernes Jubiläum

Seit einem knappe Jahr führt der 74-Jährige den Vorsitz der jüdischen Gemeinde in Herd-Detmold. Ein Anfänger in seinem Amt? Ganz und gar nicht! Denn ausgenommen die sechs Jahre, in denen zwischenzeitlich sein Bruder die Gemeindegeschicke leitete, hatte Herbert Heinemann vorher den Vorsitz bereits 25 Jahre lang inne. Silbernes Vorsitz-Jubiläum sozusagen.

Die Heinemanns gehören zu den alteingesessenen Herforder Familien. Das mag auch wohl ein Grund dafür gewesen sein, dass sich einige Familienangehörige nach dem Krieg, entschlossen, nach Herford zurückzukehren. „Ich stamme aus einer so genannten ‚Mischehe‘“ erzählt der Vorsitzende. Die Mutter war Jüdin. 1944 wurde der damals 26-Jährige nach Theresienstadt deportiert. Nach Kriegsende nahm er den direkten Weg in seine deutsche „Heimat“ zurück. Ist ihm die Rückkehr nicht schwer gefallen? „Nein. Ich bin der Überzeugung, dass man überall leben kann, wenn man sich bemüht.“

Bereits im Herbst 1945 fand der erste Gottesdienst der winzigen jüdischen Gemeinde in der Notsynagoge, Komturstraße 21, statt. „ Unsere Synagoge war in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 völlig ausgebrannt. So richteten wir gleich nebenan im Erdgeschoss des Gemeindehauses unseren Betraum ein.“

Mittlerweile ist aus der ehemaligen Notsynagoge die Hauptsynagoge der Herforder Gemeinde geworden. Gottesdienste finden in der Regel nur einmal im Monat zu Schabbat statt. „ Wir zählen nur 40 Mitglieder“, erzählt Herbert Heinemann. Zudem gibt die Altersstruktur wenig Grund zu Optimismus. „Ein Viertel liegt zwischen 60 und 70 Jahren“, schätzt der Vorsitzende. Der Älteste sei 94 Jahre alt, der jüngste zähle 21 Lenze.

Die hohen Fest- und Feiertage begehen die Herforder gemeinsam mit den Mindener Juden. „Wir haben sehr gute Beziehungen zu der rund 30 Kilometer entfernt gelegenen Mindener Gemeinde.“ Nach den Gottesdiensten wird in fröhlicher Runde erzählt und gefeiert.

Davidstern abgesägt

Es war in den Tagen, als die Schüler des Friedrich-Gymnasiums für eine Aufführung des Dramas „Oedipus“ von Sophokles probten; als die Ravensberger Heimatbühne „For de Katt“ von August Hinrichs spielte, als in Herford der Vorverkauf für ein Gastkonzertes Kammerorchesters der Berliner Philharmoniker begann, und als die Fertigstellung der Reichsautobahn bis Recklinghausen großes Aufsehen erregte. In diesen Tagen begann der Terror gegen die 200 Herforder Juden, wurden ihre Geschäfte und Wohnungen zerstört, die Synagoge abgebrannt. Der damals elfjährige Bruder Herbert Heinemanns, Walter, erinnert sich noch sehr genau an den Mittag des 10. November vor 54 Jahren, als einige Männer von der ausgebrannten Synagoge den Davidstern absägten.

Der Nazi-Terror konnte den Geist des Davidsterns nicht vernichten. Heute gibt es wieder ein Bethaus und einen jüdischen Friedhof in Herford, der von der kleinen Gemeinde gut gepflegt wird. Wie sieht Herbert Heinemann die Zukunft? „Ich bin der Meinung, dass es in 20 Jahren keine jüdische Gemeinde mehr in Ostwestfalen gibt“, behauptet er. „Wir sind einfach zu wenige, zu alt und auf bedeutenden Zuwachs ist bislang nicht zu hoffen.“

Vor 20 Jahren verließ Herbert Heinemann Herford und zog nach Bottrop. Er besitzt dort einen chemischen Betrieb, in dem er heute noch jeden Tag von 6.30 Uhr bis 16 Uhr täglich arbeitet. Wird ihm das mit seinen fast 75 Jahren nicht zuviel? „Nein“, schmunzelt er, „Arbeit macht das Leben süß.“

(Dezember 1992)

Paderborn 2005: Berggipfel ist noch weit



Wenn der damalige 1. Vorsitzende der jüdischen Kultusgemeinde Paderborn, Erwin Angreß, noch leben würde, vielleicht würde er heute die düstere Prognose revidieren, die er vor nunmehr dreizehn Jahren gegenüber der Schalom-Redaktion geäußert hatte: „Wenn ich ehrlich bin, sehe ich keine rosige Zukunft.“ Vielleicht würde er mit ähnlich optimistischem Blick voran schauen, wie es der heutige Vorsitzende, Winfried Shalom Basler, tut.

„Es hat sich viel getan in unserer Gemeinde“, freut sich der 63-Jährige nicht nur darüber, dass sich die Mitgliederzahl von damals 36 auf nunmehr 85 mehr als verdoppelt hat. „Vom Zugang der Juden aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion hat natürlich auch unsere kleine ostwestfälische Gemeinde profitiert.“ Allerdings wäre das mögliche Potential bei weitem noch nicht ausgeschöpft: „Es gibt noch viele weitere jüdische Familien hier, die sich aber aus verschiedenen Gründen unserer Gemeinde nicht angeschlossen haben“, bedauert er.

Dabei ist die Paderborner Gemeinde, der auch die Kreise Soest und Höxter angeschlossen sind, sehr bemüht, ihre neuen Mitglieder zu integrieren. Tanja Abramovich bietet Deutschkurse für Anfänger und Fortgeschrittene an, Madricha Carmit Krane bringt den Kindern Religion und Kultus des Judentums näher. Die regelmäßigen Gemeindegottesstunden dienen auch der allgemeinen und sozialen Beratung. Kaffee, Kuchen und Gespräche sind an den Gemeindegottesdiensten angesagt,

die einmal im Monat ins Gemeindehaus einladen. Zusätzlich zum früher alle vier Wochen stattfindenden Gottesdienst hat Shalom Basler einen zweiten eingeführt, der an einem Samstag in der Synagoge abgehalten wird. Seine anfänglichen Bedenken, den erforderlichen Minjan an einem Samstagmorgen nicht zusammenzubekommen, haben sich gottlob nicht bestätigt: „Die Gottesdienste sind jedes Mal gut besucht.“ Dann dürfen auch die neuen Mitglieder die Thorarolle tragen, denn: „Es ist wichtig ihnen ein Gefühl für den jüdischen Glauben zu geben“, meint Shalom Basler.

Den Weggang von Landesrabbiner Dr. Henry Brandt, der sich im vergangenen Jahr in den Ruhestand nach Augsburg verabschiedet hat, bedauert die Gemeinde sehr: „In der Zeit der Unsicherheit und des bangen Zweifels, ob wir den neuen Herausforderungen gewachsen seien, da war uns Dr. Brandt ein echter und wirkungsvoller Helfer“ sagt Wolfgang Zollitsch vom Gemeindevorstand. „Er ermutigte und half uns, neue Wege der Kooperation zu eröffnen.“ Noch ist kein Nachfolger für die Betreuung der Landgemeinde gefunden. Der Landesverband sucht weiterhin nach einem geeigneten Kandidaten.

Seit 1959 ist die Paderborner Synagoge in der Pippinstraße 32 zu Hause. Außer dem rund 100 Personen fassenden Betraum sind auch Büro, Küche, ein vornehmlich von den Jugendlichen genutzter Kellerraum und zwei Wohnungen in dem freistehenden Haus der Kultusgemeinde untergebracht. Eine davon bewohnt Shalom Basler mit Ehefrau Ruth.

Einen Großteil seiner Zeit steckt der Rentner in die ehrenamtliche Tätigkeit der Gemeindeleitung. Repräsentieren, Organisieren, Integrieren – „Das ist schon eine Menge Arbeit, aber ich mache es gerne, mit ganzem Herzen.“ Auch Ehefrau Ruth ist in der Gemeinde aktiv: „Meine Frau kocht an hohen Feiertagen in der Küche“, legt der Vorsitzende besonderen Wert auf koschere Kost.

Die positive Aufbruchstimmung weht auch durch den Gemeindebrief, den die Jüdische Kultusgemeinde unter Federführung von Wolfgang Zollitsch mehrmals im Jahr – meist zweisprachig (deutsch-russisch) – herausgibt. Da erfahren interessierte Mitglieder viel Wissenswertes über traditionelle Feste im jüdischen Jahreslauf, von Sukkot und Rosch Haschana, von Jom Kippur und Chanukka, sie lesen von vielfältigen Aktivitäten der Gemeinde, von Ausflügen nach Antwerpen und gemeinsam besuchten Vorträgen und Konzerten. Außerdem finden sie eine Terminübersicht über Gottesdienste und zukünftige Veranstaltungen, die teilweise mit den jüdischen Nachbargemeinden in Minden, Herford und Bielefeld, sehr häufig aber mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Paderborn unternommen werden. „Wir sind eine offene Gemeinde, laden gerne Gäste ein“, sagt Shalom Basler. Die selbstgebaute Laubhütte zum Sukkot-Fest zieht jedes Mal viele Gäste aus dem Umland nach Paderborn. Auch beim Chanukka-Fest bleibt die Gemeinde nicht nur unter sich: „Traditionsgemäß feiern wir das Chanukka-Fest immer mit der christlich-jüdischen Gesellschaft zusammen“, sagt Winfried Shalom Basler. Nach dem Gottesdienst träfe man sich zum geselligen Beisammensein im Speisesaal. „Auch eine Tombola gehört bei uns dazu“ schmunzelt der Vorsitzende.

Nein, ernsthafte Sorgen um den Bestand seiner kleinen Gemeinde macht er sich nicht. „Im vergangenen Jahr konnten wir sogar eine Bar Mizwa und eine Bat Mizwa feiern“, freut er sich. Dennoch wünscht er sich, dass die jüngeren Leute zwischen 18 und 30 Jahren, sich stärker ins Gemeindeleben einbringen würden. „Wir sind wieder aufgelebt, haben aber noch einen schweren Weg zum Berggipfel vor uns.“

(April 2005)

Paderborn 1991:

„Unsere Zukunft ist nicht rosig“

Sie schworen sich: Wenn wir Auschwitz und Bergen-Belsen überleben, dann kehren wir nach Paderborn zurück! Nur zehn Männer konnten ihr Versprechen einlösen. Unter den Überlebenden, die nach Kriegsende – körperlich vollständig entkräftet, seelisch tief verwundet – den Weg nach Paderborn fanden, war auch Erwin Angreß. Er sammelte die zögernd zurückkehrenden Juden um sich, half mit, die neu entstehende jüdische Gemeinde zu organisieren. Seit 1961 ist er aktiv im Vorstand der jüdischen Kultusgemeinde Paderborn tätig, seit 1987 leitet er sie in der Funktion des Vorsitzenden.

„Wir müssen Öffentlichkeitsarbeit machen. Die Leute müssen wissen, dass es trotz Holocaust noch Juden gibt.“ Dieser Überzeugung entsprechend hat Erwin Angreß ebenfalls den Vorsitz der Christlich-Jüdischen Gesellschaft Paderborns inne und setzt bereits seit Jahrzehnten seine Kraft in den christlich-jüdischen Dialog. Leider fehle es an nötigen Leuten, die genügend Engagement für diese Sache zeigten, bedauert Angreß.

Die Einheitsgemeinde Paderborns ist klein und überaltert. Nur 36 Leute gehören ihr an, darunter lediglich ein Kind. Daher winkt der Vorsitzende auf die Frage nach entsprechendem Religionsunterricht bedauernd ab: Aufwand viel zu groß. Die neue, 1959 eingeweihte und rund 80 Personen fassende Synagoge ist meist nur bei Vortragsabenden oder anderen Veranstaltungen, die dort abgehalten werden, gefüllt – nicht bei den im dreiwöchigen Rhythmus stattfindenden Gottesdiensten. „Wenn ich ehrlich bin, sehe ich keine rosige Zukunft“, meint der Vorsitzende.

Auch wenn die Paderborner Juden nie wahrhaft rosige Zeiten erleben konnten, so gab es in der Geschichte sicherlich bessere Tage für sie. „Das Leben der Juden im Fürstbistum Paderborn kannte im Mittelalter weder Ghetto noch die bedrückende Enge der Judengasse“, stellte Margit Naarmann in ihrer umfangreichen, hervorragend recherchierten und 1988 veröffentlichten Dissertation über „Juden in Paderborn“ fest. Die Juden lebten in enger Berührung mit den christlichen Nachbarn, was leider auch häufig zu Spannungen führte. Übergriffe auf Juden waren keine Seltenheit.

Die Juden in Paderborn bildeten einen wichtigen Wirtschaftsfaktor. Sie handelten mit Öl und Salz, Tabak und Tuch, betrieben Vieh- und Häutehandel, später besaßen sie große Kaufhäuser.

Trotz der restriktiven preußischen Judenpolitik hatte sich die im Königreich Westfalen proklamierte Gleichberechtigung der Paderborner Juden rasch verwirklicht. 1893 lebten bei einer Gesamtbevölkerung von 19 428 372 Juden in der Stadt.

1882 wurde die baufällig gewordene Synagoge durch ein neues, imposantes jüdisches Gotteshaus, Am Busdorf, ersetzt. Der prächtige Bau hatte bis zur Traufe eine Höhe von 10 Metern und bot 300 Personen Platz.

Bis zur Auflösung der Weimarer Republik war das Verhältnis zwischen jüdischer und nichtjüdischer Bevölkerung in Paderborn von gegenseitiger Achtung getragen. Das änderte sich mit der nationalsozialistischen Herrschaft und verstärkter antisemitischer Propaganda.

Nach Volkszählung vom 16. Juni 1933 betrug der Anteil der Juden in Paderborn 273, das sind 0,73 % an der Gesamtbevölkerung von 37 272 Personen. Im offiziellen Polizeibericht ist im Zusammenhang mit den Terroraktionen der sogenannten ‚Reichskristallnacht‘ 1938 von 13 zerstörten jüdischen Geschäften und Wohnhäusern die Rede. Plünderungen und Übergriffe auf Juden verschwiegen man wohlweislich.

Der Anschlag auf die Synagoge wurde zwölf Stunden nach der Hetz-Nacht verübt. Erst nachdem Vorsorge zum Schutz der angrenzenden Häuser getroffen worden war, schütteten die Nazis ihre Ölkannister aus...

Am 13. Dezember 1941 ging der erste Transport mit Paderborner Juden nach Riga, weitere Transporte, unter anderem nach Theresienstadt, folgten. Am 1. März 1943 wurden die Insassen des jüdischen Einsatzlagers am Grünen Weg nach Auschwitz deportiert.

Sogar vor den Kindern des Jüdischen Waisenhauses in der Leostraße machten die Nazi-Verbrecher keinen Halt. Bereits im Mai 1942 waren sie nach erzwungener Räumung zur Jüdischen Gartenbauschule

in Ahlem bei Hannover übergesiedelt. Nach Auflösung dieser Schule erfolgte die „Umsiedlung“ nach Theresienstadt und von dort ihre Deportation nach Auschwitz.

Fanny Nathan, eine der bekanntesten jüdischen Persönlichkeiten in Westfalen, hatte das jüdische Waisenhaus Mitte des vorigen Jahrhunderts in Paderborn gegründet. Ihr pädagogisches Anliegen war es, die Zöglinge zu guten Juden und guten Deutschen, zu Staatstreue und Vaterlandsliebe zu erziehen. Als Fanny Nathan am 12. Juli 1877 in Paderborn starb, konnte sie nicht wissen, was 65 Jahre später mit den Heimkindern des von ihr gegründeten Waisenhauses passierte.

Margit Naarmann vermutet in ihrer Dissertation: „Wahrscheinlich wurden alle Kinder in Auschwitz ermordet.“

(Dezember 1991)

Aufbruch statt Ausbruch: Jüdische Liberale Vereinigung „Etz Ami“ sucht nach zeitgemäßen Wegen



„Ich hoffe, Sie sind nicht enttäuscht, weil sie uns vielleicht militanter erwartet haben“, verabschiedet sich Chajm Guski zum Abschluss des halbstündigen Telefoninterviews. Welche Erfahrungen dieses Bild vom sensationslüsternden Journalisten im Kopfe des 27-jährigen Computerlinguisten hervorgerufen haben, weiß ich nicht. Ich weiß aber, dass ich zwar neugierig, aber ohne Erkenntnis leitendes Interesse einfach zum Hörer gegriffen und ihn angerufen habe, um zu erfahren, was sich hinter der von ihm ins Leben gerufenen Vereinigung „Egalitärer Minjan Progressiver Juden“, auch Etz Ami genannt, verbirgt.

Wir steigen locker ein – Was bedeutet „Etz Ami“? „Baum meines Volkes“, antwortet Chajm Guski. In Abwandlung des Spruches „Ein Baum des Lebens ist die Torah für alle, die sich an ihr festhalten (Mischlej 3:18) habe man diesen Namen gewählt, denn die Thora sei das Fundament jüdischen Lebens. Doch wie man sein jüdisches Leben gestalten wolle, das müsse jede Jüdin und jeder Jude für sich selbst entscheiden. Und hier liegt der springende Punkt, warum sich Chajm Guski in seiner jüdischen Heimatgemeinde Gelsenkirchen nicht hat heimisch fühlen können: „In den anwachsenden westfälischen Einheitsgemeinden, in denen der orthodoxe Ritus gepflegt wird, hat sich zwar jede Menge getan, viele Aktivitäten wurden entfaltet, aber, was mir fehlt, ist die religiöse Auseinandersetzung“, bemängelt er. Gerade die nachwachsende Generation müsste sich die Frage stellen: Wir sind junge Juden. Was sagt das über uns? „Wenn man jüdisch lebt, lebt man immer, in allen Lebensbereichen jüdisch, da gibt es keine Ausnahmen“, fordert Chajm Guski ein bedingungsloses Bekenntnis. Dabei sei es letztendlich wichtig, ob man sich für den orthodoxen oder liberalen Weg entscheidet, Hauptsache man entscheidet sich.

Er und seine Mitstreiter haben sich schon lange entschieden. Vor fünf Jahren trafen sich eine Hand voll junger, dynamischer Juden zum ersten Mal, um Alternativen für eine zeitgemäße, aktive Ausübung ihres jüdischen Glaubens auch in religiöser Form zu suchen. Einen festen Gebetsraum fanden sie nicht. Alle vier Wochen kommen rund 20 Menschen aus unterschiedlichen Gemeinden und jeden Alters in der renovierten Land-

Synagoge in Selm-Bork zusammen, einem alten Fachwerkhaus, das nach dem Novemberpogrom 1938 vorübergehend als Kohlenlager genutzt wurde. „Bei großen Festen, wie zum Beispiel Pessach sind es schon einmal doppelt so viele“, erzählt Chajm Guski. Ein kleines Team plant die Veranstaltungen: Seder-Abende, Stammtisch, Feste. Manchmal treffen sie sich auch in Gelsenkirchen, in einem kleinen Raum, den ihnen die evangelische Kirche zur Verfügung stellt. Bisher sind alle Versuche eine feste Räumlichkeit zu finden gescheitert – auch die kürzlich erfolgte Nachfrage bei der Alten Synagoge in Essen.

Das mag daran liegen, dass mancher Probleme mit der liberalen Orientierung hat, oder sie gar nicht richtig kennt. Worin liegen denn die Hauptunterschiede zum herkömmlichen Ritus? „Wir verbinden das Judentum mit der Moderne und streben eine Form an, die es uns erlaubt, heute ein sinnvolles Leben zu führen“, erklärt Chajm Guski. Die Gleichberechtigung von Mann und Frau im synagogalen Leben gehört zum Beispiel dazu und so leiten in der liberalen Ordnung auch Frauen Gottesdienste und werden zur Thora aufgerufen. Eine Maßnahme, an die sich auch Frauen oft schwer gewöhnen können: „Wir ermutigen sie und helfen ihnen dabei, Schwellenängste langsam abzubauen“, zieht Chajm Guski den evolutionären Weg den revolutionären vor.

Öffnung nach außen, Förderung des Dialoges mit Nichtjuden, Erleichterung des Übertritts zum Judentum, kürzere Gottesdienstzeiten, Toleranz allen jüdischen Strömungen gegenüber, Ablehnung jeglicher Form von Diskriminierung, die Verwendung der russischen und deutschen Sprache im Gottesdienst sowie die Einführung moderner Melodien sind weitere Merkmale des Aufbrechens erstarrter Formen. „Die wichtigsten Gebete werden natürlich in Hebräisch gelesen. Des besseren Verständnisses wegen scheuen wir uns aber auch nicht, einige Gebete in deutscher bzw. russischer Sprache zu sprechen.“

„Etz Ami“ sieht in dieser Neuorientierung keinen Bruch mit der jüdischen Tradition – ganz im Gegenteil: „Judentum ist keine in sich ruhende Größe. Es hat immer Veränderungen in Ritus und Tradition gegeben ohne das Wissen vorhergehender Generationen zu verwerfen und zu missachten – das ist keine Erfindung des liberalen Judentums“, wehrt sich Chajm Guski gegen Vorwürfe, die oft aus Unwissenheit geboren seien. In den USA lebten schon zwei Drittel aller organisierten jüdischen Gemeinden nach liberaler Art – in Deutschland tue man sich da noch etwas schwer, obwohl sich auch hier schon einige liberale Gemeinden, die erste in Köln, gegründet hätten. Doch das liegt Chajm Guski fern. Aufbruch, nicht Ausbruch ist sein Motto: „Ich will nicht in Konkurrenz zu den westfälischen Gemeinden treten, sondern allen, die auf der Suche sind, was ihnen Bedeutung gibt, eine sinnvolle Alternative bieten.“

Was meint der Rabbiner der größten westfälischen Kultusgemeinde in Dortmund, Avichai Apel, dazu: „Was ist „Etz Ami“? Kenne ich nicht. Habe noch nie davon gehört.“ Chajm Guski nimmt's gelassen: „Wenn er sich mit uns auseinandersetzen will, ist er herzlich eingeladen. Aber wir können nicht erwarten, dass er uns unterstützt. Und das meine ich durchaus positiv.“

(August 2005)

Veröffentlichungen aus dem Jüdischen Museum Westfalen

Jüdisches Museum Westfalen (Hg.): Von Bar Mizwa bis Zionismus. Jüdische Traditionen und Lebenswege in Westfalen, Bielefeld 2007

Norbert Fasse: Vom Adelsarchiv zur NS-Propaganda. Der symptomatische Lebenslauf des Dorsteners Heinrich Glasmeier (1892-1945) (Schriftenreihe des Vereins für jüdische Geschichte und Religion), Bielefeld 2002 (4 EUR)

Ludger Heid: "In Basel habe ich den Judenstaat gegründet!" Theodor Herzl - Wegbereiter des politischen Zionismus (Schriftenreihe des Vereins für jüdische und Religion), Dorsten 1999, 35 S. (1 EUR)

"Die Synagoge - Schnittpunkt jüdischen Lebens" - Museumsforum. Ausstellungszeitung des Jüdischen Museums Westfalen, Dorsten 1999, 16 Seiten, ca. 30 einfarbige Fotos. (2,50 EUR)

Zeitenbruch 1933-1945. Jüdische Existenz in Rheinland-Westfalen. Hg. von Marina Sassenberg, Essen, Klartext Verlag 1999. 102 S., zahlreiche, einfarbige Fotos. (Buch: 10 EUR, CD-ROM: 10 EUR, Kombipaket Buch/CD-ROM: 15 EUR)

Wolf Stegemann / Johanna Eichmann (Hrsg.), Der Davidstern. Zeichen der Schmach - Symbol der Hoffnung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden, Dorsten 1991 (8 EUR)

Wolf Stegemann / Johanna Eichmann, Juden in Dorsten und in der Herrlichkeit Lembeck, Dorsten 1989 (5 EUR)

Jüdisches Museum Westfalen - Besucherinformation

Adresse: Julius-Ambrunn-Straße 1, 46282 Dorsten
(in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs und Busbahnhofs Dorsten)

Telefon: 0 23 62/ 4 52 79

Fax: 0 23 62 / 4 53 86

E-Mail: info@jmw-dorsten.de

Internet: www.jmw-dorsten.de

Postanschrift: Postfach 622, 46256 Dorsten

Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag: 10.00 - 12.30 Uhr und 15.00 - 18.00 Uhr,

Samstag, Sonntag, an Feiertagen: 14.00 - 17.00 Uhr

Montags haben wir geschlossen. Das Museum ist am 1. Mai geöffnet und bleibt am Samstag vor Pfingsten und am Pfingstmontag geschlossen.

Eintritt: Erwachsene: 4 EUR (in der Gruppe ab 12 Personen 3 EUR)

Schüler, Studenten und Auszubildende: 1,50 EUR

Mitglieder des Trägervereins und Kinder bis zum vollendeten 10. Lebensjahr haben freien Eintritt. Schulklassen und -kurse über 10 Personen aus den Mitgliedsstädten des Trägervereins (u.a. Bottrop, Dorsten, Gladbeck, Marl, Münster, Oberhausen, Raesfeld, Recklinghausen, Schermbeck, Wesel) zahlen einen ermäßigten Eintritt von 15 € je Gruppe.

Auskünfte und Terminabsprachen: 0 23 62 / 4 52 79

**מוזיאון יהודי
וסטפליה** **Jüdisches
Museum
Westfalen**